

tikels wird, so deutlich spezifiziert er eine besonders angesprochene Gruppe als potentielle Opponenten gegenüber seiner Forderung: Als »Hominiden« bezeichnen die Biowissenschaften ihre Forschungsobjekte. Und diese Wissenschaften sind es auch, die der Volkskunde als wissenschaftliche Schreckgespenster vor Augen stehen, und die dem Fach immer wieder »kulturwissenschaftliche« Schauer über den Rücken treiben.⁸

Dass Elisabeth Timm die Position und Opposition der Volkskunde ebenso heftig und programmatisch wie Hermann Bausinger ans Ende ihres Referats setzt, zeigt die Fundamentalität dieser Entgegensetzung im und für den fachlichen Diskurs. Als wissenschaftliche Novizin kann Timm mit gleicher Verve und Platzierung der biowissenschaftlichen Opposition eine legitime Aussage zu Fach und Gesellschaft machen, wie der disziplinäre Altvater dies tut.

Setzung von Differenzen als disziplinäre Differenzierung

Allein schon die Polemik, mit der Carola Lipp ihre Anmerkungen zu Kaschubas Kulturalismus-These unterlegt, zeigt deutlich, dass hier keine Details verhandelt werden. Ihre dezidierten Forderungen, die aus ihrer Kritik hervorgehen, zielen ganz grundsätzlich auf die Substanzsicherung der Volkskunde als »Kulturwissenschaft«. In diesem diskursiv etablierten Sinn moniert Lipp vorhandene Schwächen – oder Fatalitäten – der disziplinären Grenzsetzungen: Sie mahnt erstens eine Stärkung der im Kulturbegriff liegenden Potentiale an, die zum differenzierten, weil kulturgeleiteten Blick auf die Gesellschaft befähigen. Damit plädiert sie für eine Kohärenz und Verdichtung der fachlichen Kompetenzen in der

Gründe, diese Techniken zu verwenden. Es gibt Gründe, sie nicht zu verwenden. Auf beiden Seiten sind es gute Gründe. Wie kann dann entschieden werden? Doch nicht etwa durch Appell an die Vernunft? Es sind ja gute Gründe auf beiden Seiten. Man spricht statt dessen von Verantwortung. Aber das ist zunächst nur ein neues Wort für einen ungeklärten Sachverhalt; ein gefühltes Wort, das dem Verstande unklar bleibt; eine Wort mit Appellqualität, das sich aber immer an die anderen richtet.« (Luhmann 1992: 126)

- 8 Michel Serres macht die historische Entwicklung in ihrer konkreten Formierung der französischen Revolution und der Aufklärung verantwortlich für die Opposition – und eine damit verbundene unterschiedliche Wertung – zwischen den Natur- und Sozial- bzw. Geisteswissenschaften (vgl. Serres 1994c: 605). Diese Differenz bzw. Differenzsetzung zwischen den beiden grossen Fakultäten beschäftigt die Wissenschaftsforschung ebenso intensiv, wie sich die Oppositionierung diskursiv weiterschreibt (vgl. dazu Lepenies 1985; Bourdieu 1988: 132ff; Mittelstraß 1989; Luhmann 1992: 107; Schleier 1997: 439; Landfried 2004: 66; Langewiesche 2004: 36).

Herstellung von »wahrem« Wissen über die Gesellschaft. Zweitens verweist Lipp auf die Konsequenzen, falls die problematische Unklarheit – hinsichtlich analytischem Begriff und perspektiviertem Objekt – weitergeführt wird. Sowohl die gesellschaftliche Profilierung eines integriert-differenzierten Ganzen als auch das fachliche Profil der orientierungsstiftenden Transparenz ist dann weder zu erreichen noch zu vermitteln. Die volkskundliche Kompetenz verliert jegliches Profil und konsequent auch dessen Kraft und Qualität. Genau umgekehrt – und das ist Carola Lipps dritter Punkt – wird die Verwischung des wesentlichen analytischen Potentials der Volkskunde das Gegenteil dessen erreichen, was Wolfgang Kaschuba sich, dem Fach und der Gesellschaft davon verspricht: Die wissenschaftliche Inkonsistenz des volkskundlichen Instrumentariums wird die gesellschaftliche Impotenz der fachlichen Deutungen zur Folge haben und damit auch die propagierte spezifische Relevanz volkskundlichen Arbeitens. In enger, theoretisch-argumentativer Verknüpfung von Kulturbegriff, Fachprofil und fachlicher Positionierung demonstriert Lipp die Gefährdung der institutionellen Identität, die mit ihrem Untergang auch denjenigen der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Episteme bedeuten würde.

Trotz dieser Allgegenwärtigkeit des Kulturbegriffs bleibt – diskursiv bedeutungsvoll – die genaue Definition von »Kultur« offen. Dies dient nach innen (wie auch nach außen) der Dynamik von Differenzierung bei gleichzeitiger Entdifferenzierung: »Kultur« ist diejenige Chiffre, die eine fachliche Einheit herstellt, ohne Differenzen der konkreten Forschungsausrichtungen zu verhindern. Wählen die verschiedenen FachvertreterInnen einerseits unterschiedliche inhaltliche und argumentative Positionen, schreiben sie andererseits am gleichen Diskursgegenstand und seiner diskursiven Formierung mit. Aus einer diskursanalytischen Perspektive zeigen sich dementsprechend die innerfachlichen *Differenzen* vielmehr als innerfachliche *Differenzierungen*, die über den Kulturbegriff zu einer konsistenten inneren Communitybildung beitragen: Denn in der Differenzierung erhalten sowohl die inneren Debatten um Qualität und Substanz volkskundlicher Forschung wie auch die nach außen gerichteten Signale einer differenzierten und darin innovativ ausgerichteten Wissenschaft ihre diskursiv sinnvolle, das heisst fachstabilisierende Funktion.

Leitdifferenzen: »statisch«/»dynamisch«

Die Art der volkskundlichen Gegenstandskonstruktion qua »Kultur« führt nicht nur zu Oppositionen gegenüber Wissensinstitutionen, die statt von »Wandel« von »Statik« sprechen und »natürliche Gegebenhei-

ten« dem »menschlichen Lernprozess« gegenüberstellen, sondern sie macht auch verschiedene Begriffe der wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Argumentation zu regelrechten Reizworten für volkswissenschaftliche ForscherInnen. Die Reizworte verweisen auf die unter ihnen liegenden Basisunterscheidungen, die nicht selbst expliziert werden sondern das organisieren, was innerhalb des Diskurses als sagbar gilt (vgl. Foucault 1998). Der diskursanalytische Nachvollzug dessen, was in Abgrenzung zu spezifischen Begriffen, Themen und methodischem Vorgehen betont wird, macht die regulierenden Unterscheidungsvorgaben sichtbar, die die epistemische Ordnung des Faches anleiten (vgl. Wegmann 1999: 260f). Von Graevenitz qualifiziert diese Diskurspraxis als »Rhetorik der Doppelfiguren«, die man – in Anlehnung an Hans-Ulrich Wehler – »grundsätzlich mit Hilfe eines »Dichotomien-Alphabets« nachbuchstabieren könne (von Graevenitz 1999b: 10).⁹ Im Folgenden wird es darum gehen, diese leitenden Doppelungen »buchstäblich« zu explizieren, die das volkswissenschaftliche Reden in »Sagbares« und »Unsagbares« sortieren.¹⁰

Die Vielzahl und der Eindeutigkeitsverlust der »Dinge«, die in ihrer Funktion als biographisches Ordnungsmittel, wie es früher den Objekten im Kontext unterschiedlicher »rites de passage« zugewiesen wurde, keine Selbstverständlichkeit mehr beanspruchen können, veranlassen Andreas Kuntz Anfang der 1990er Jahre, einen Beitrag über die »Erinnerungsgegenstände« zu verfassen (vgl. Kuntz 1990). Sein Hauptinteresse gilt dabei der Frage, wie Menschen anhand ganz konkreter »Sachen« – egal wie banal sie scheinen mögen – ihre eigene Erinnerung strukturieren und mit dem sie umgebenden sozialen wie zeitlichen Umfeld in einen Zusammenhang bringen; kurz, wie sie eigene und allgemeine Geschichte »synchronisieren« (ebd.: 61f). Ins Zentrum seiner Darstellung stellt Kuntz sechs Fallbeispiele, die gleichzeitig als Quellenmaterial und Darstellungsmedium fungieren. Die Fallbeispiele beinhalten die persön-

9 Von Graevenitz macht auf drei typische Qualifizierungen aufmerksam, in deren Form die Moderne ihre Konzeptualisierungen dichotomisiert: in Form von »teleologischen Linearisierungen«, »agonalen Dramatisierungen«, und »spielerischen Harmonisierungen« (vgl. von Graevenitz 1999a: 11).

10 Die Differenzensetzung zwischen »wahr« und »unwahr«, die Foucault als eine der leitenden Unterscheidungen im Diskurs moderner Psychiatrie sichtbar macht, kann wohl als die grundsätzlichsste Basisdifferenz gelten, die jegliches moderne Wissen organisiert. Peter Weingart sieht diese Unterscheidung im Bereich der Wissenschaft bis in die Gegenwart hinein am Werk (vgl. Weingart 2003: 22f). Auf dem Weiterwirken dieser Dichotomie gründet konsequent auch die hier zur Diskussion gestellte »Politik des Wissens« spätmoderner (westeuropäisch-deutschsprachiger) Gesellschaften.

liche biographische und familiäre Situation derjenigen Personen, mit denen Kuntz über die Bedeutung verschiedener »Dinge« in ihrem und für ihr Leben gesprochen hat. Den Zugang zum biographisch-subjektiven »Code«, den die einzelnen Objekte gleichzeitig in sich tragen so wie sie ihn verkörpern, erschließt Kuntz über eine vielschichtige Analyse der Interviews. Er versucht, im Blick auf das persönliche Verhalten und die subjektiven Bedeutungszuschreibungen der befragten Personen der lebens- und erfahrungsregulierenden Funktion der Erinnerungsgegenstände auf die Spur zu kommen (ebd.: 75). Kuntz weist nach, dass die Objekte nicht nur das »Reden« der Menschen bewahren und deren Erinnerung strukturieren, sondern dass auch die konkreten Handlungen und Umgangsweisen mit diesen »Dingen« der täglichen biographischen Ordnung ihres individuellen Lebens dienen (ebd.: 77). Der Umgang mit den »Dingen« organisiert die Biographie sowohl retro- wie prospektiv: Vergangenheit und Zukunft, Erinnerung und alltägliche Praxis verdichten sich in den »Sachen« und werden von ihnen angeleitet.

Den Nachweis, inwiefern bzw. dass diese stark personenbezogene Funktionsinterpretation über die Singularität jeden Falls hinausgeht, erreicht Kuntz über die analytisch hergestellte Verknüpfung der jeweiligen Einzel-, Gruppen- und Gesellschaftsgeschichte: Die Akzentuierung und Pointe seiner Forschung liegt in der Darstellung des Einzelnen, Subjektiven, das sich im Kontext der »gesamtgemeinschaftlichen und politischen Entwicklungen« (ebd.: 78) verstehen lässt und als Exempel für die Lebensmöglichkeiten in der entsprechenden (historisch sich verändernden) Gesellschaft vorgestellt wird. Auf der theoretischen Ebene betont Kuntz das »kulturwissenschaftliche« Konzept, dass die »Dinge« Zeichenträger sind für das Leben, die Menschen und ihre Praxis. Das heißt, die Objekte stehen als Medien und Materialisierungen von Erfahrungen und persönlichen Ordnungsleistungen im Blickfeld volkskundlichen Interesses: Darauf zielt konsequent die Methode, Perspektive und das Untersuchungsinteresse volkskundlicher Sach-Kulturforschung.

Parallel zur inhaltlichen Vorstellung seiner Forschung thematisiert Kuntz das – theoretische wie methodische – Grundgerüst, auf dem der »kulturwissenschaftliche« Erfolg der Ergebnisse aufsetzt. An verschiedenen Stellen verweist der Autor auf die Problematik, wie zäh das Schweigen in den erzählten Erinnerungen sein kann und wie wenig den Objekten ihre ordnungsherstellende Funktion anzusehen ist. Nur die genaue, am Einzelfall interessierte biographische Dokumentation und Interpretation enthüllt, was in und hinter den Dingen steht (ebd.: 77). Als methodischer Königsweg für die analytische Transparenz und das deutende Verstehen von materieller Sachkultur gilt – dem Autor als »Volkskundler« (ebd.) – konsequent (und einzig) die »oral history«:

»Die Sachgutgruppe »rezente Erinnerungsobjekte« ist nur zu dokumentieren, zu verstehen und zu sammeln über oral-history Projekte der hier vorgestellten Art. Von einer Authentizität der Objekte kann kaum noch die Rede sein, wie es etwa für signierte Künstlerkeramik noch gilt.« (ebd.: 78) Reizwörter, die in diesem Sinn das Wissen sortieren und die diskursiv richtige, sinnvolle Sprechweise anleiten, bilden bei Kuntz die eben genannte »Authentizität der Objekte« (ebd.), die »Unmittelbarkeit« von Aussagen zu den Objekten (ebd.: 68), die »Ausschließlichkeit« von Interpretationen (ebd.), die mögliche Existenz einer »quasi autochthonen Arbeiterkultur [...], deren rudimentäre Reste« sich allenfalls noch finden lassen (ebd.: 70), die »Richtigkeit« von Erinnerungen (ebd.: 71) oder die »Echtheit« einer früheren sozialen Positionierung (ebd.: 72). Immer werden die problematischen Begriffe ein- oder ausleitend kontrastiert bzw. negiert durch die beigefügten »kulturwissenschaftlich« formierten Beschreibungsformen.

Aus diesen inhaltlich, theoretisch oder methodisch motivierten Gegenüberstellungen erschließen sich die diskursiven Trennlinien zwischen den (in-)akzeptablen Darstellungs- und Denkweisen. In den fortlaufend mitgeführten Betonungen einzig sinnvoller »kulturwissenschaftlicher« Forschung, die »nur« im Blick auf die vom Menschen ausgehenden Vernetzungen realitätsadäquate Bilder vom sozialem Leben zeichnen kann, werden die Grenzen erkennbar, entlang derer volkscundlich gedacht wird: Mit der absoluten Positionierung integrativer Relationierung über den zentralen Kulturbegriff ist jeder Denkansatz, der fixe Strukturen, unveränderliche Kategorien und kontinuierlich auf Zeit gestellte Positionen zum theoretischen Analyse- und Interpretationsschema macht, für volkscundlich-kulturwissenschaftliche Forschung ausgeschlossen. Jegliche *Determination*, sei sie zeitlich, räumlich, menschlich oder gesellschaftlich definiert, steht in polarer Entgegensetzung zum grundsätzlich *prozessual* und *flexibel* charakterisierten Wirklichkeitskonzept der Volkskunde.¹¹ In diesem – diskursiv hergestellten – Sinn wird deutlich, warum im Fach am Ende des 20. Jahrhunderts nicht von der »Authentizität der Dinge« gesprochen werden kann: Aufgrund der

11 Aufgrund dieser Leitdifferenzen ist die von Schiffauer konstatierte »Angst vor der Differenz« (Schiffauer 1996) zu begründen, die er in den 1990er Jahren in den Ethnowissenschaften als ausgesprochen wirkmächtig qualifiziert. Indem der Begriff der »Differenz« in einer Ambivalenz aus der Praxis des Unterscheidens und den als Grenzsetzungen manifestierten Differenzen oszilliert, muss er ständig in seiner »ethnologisch«-»kulturwissenschaftlich« einzig legitimen Deutung der Fixierung als »Handlung« mit veränderbaren – da hergestellten – »Produkten« redefiniert werden, um ihn so gegen jegliche Möglichkeit unveränderbarer, anthropologisch und historisch konstanter Definition abzugrenzen.

»kulturwissenschaftlich« definitorischen Bezugsetzung zwischen Menschen, ihren Ding-Nutzungen und ihrer historisch variablen gesellschaftlichen Umwelt kann keine Rede von einer in sich ruhenden, unveränderbaren, wesenhaften Substanz oder Realität der »Dinge« sein.

Für diese diskursanalytische Sichtbarmachung der zugrundeliegenden fachlichen Leitdifferenzen wurde Kuntz' eingeschobene Modifizierung, dass »kaum« mehr von Authentizität gesprochen werden kann, bisher vernachlässigt. Noch einmal darauf zurückkommend stellt sich die Frage, warum Kuntz nicht eindeutig – der rhetorischen Dichotomie gemäß – die »Authentizität« als volkskundliche Kategorie aus dem fachlichen Repertoire streicht. Kuntz' rhetorisch relativierende Opposition gegenüber der – volkskundlich unhaltbaren – »Authentizität« von »materieller Kultur« verweist auf die in den 1990er Jahren eingetretene Unsicherheit hinsichtlich der basalen Differenzsetzungen im gesellschaftlichen wie wissensbezogenen Feld, die Ulrich Beck, Wolfgang Bonß und Christoph Lau in ihrem theoretischen Konzept der »Zweiten Moderne« als deren Charakteristik beschrieben haben. Die Autoren vertreten die Diagnose, dass eine allgemeine »Auflösung von Basisunterscheidungen« sichtbar wird, die die Selbstverständlichkeit bestimmter Differenzen untergräbt (vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 37). Anhand der früheren – in der »Ersten Moderne« entstandenen – Basisunterscheidungen konnte alles aus der gesellschaftlichen Handlungssphäre ausgeschlossen werden – galt »gleichsam als begründungsentlastet und selbstlegitimierend« –, was dem entsprechenden ausgegrenzten Bereich angehörte.¹² Diese Evidenz beginnt sich – spätestens am Ende des 20. Jahrhunderts¹³ – aufzuweichen bzw. kann nicht ohne jeweils spezifische Begründung aufrechterhalten werden.

Die Evidenz von Kuntz' Unterscheidung bedarf konsequent deren expliziter diskursiver Herstellung und Einschreibung, weshalb auf in-

12 Typische solcher Basisunterscheidungen sehen Beck, Bonß und Lau in der Gegenüberstellung von »Erwerbsarbeit« und anderen Formen der Tätigkeit, von »Öffentlichkeit und Privatheit«, »Globalität und Lokalität«, »Markt und Hierarchie«, »Fiktion und Realität«, »Krieg und Frieden«, »Leben und Tod« sowie »Wir und die Anderen« (vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 38).

13 Bruno Latour stellt dieser Diagnose seine eigene These entgegen, dass diese Basisunterscheidungen der Moderne nie wirklich funktioniert haben bzw. dass der Reinheitszustand, der damit erreicht werden sollte – vorwiegend zwischen der Natur und der Gesellschaft – nie wirklich erreicht wurde (vgl. Latour 2002). Silke Bellanger hat die konkreten Ausformungen wissenschaftlicher Praxis, Vermittlung und Institutionalisierung, die sich aufgrund dieser definitorisch modernen »Binarität« am Beispiel von »Science Centers« entfaltet haben, in einem Aufsatz sehr deutlich nachgezeichnet (vgl. Bellanger 2001: 212ff).

haltlicher Ebene die einzig sinnvolle Zugangsweise »kulturwissenschaftlicher« Forschung wieder und wieder genannt, nachgewiesen und postuliert wird. Die geltende Aktualität der basalen Differenzsetzungen muss ständig aktualisiert werden, denn »Leitdifferenzen gewinnen ihre Plausibilität insbesondere dort, wo sie *je aktualisiert werden*, wo man sie *in der Anwendung immer wieder neu bestätigt* und sie in der Kette dieser Bestätigungen *sowohl Dauer als auch Evidenz erlangen*.« (Wegmann 1999: 260; Hervorhebungen se) Mit der Betonung des »einzig« Zugangs, die sich aus der stetigen Reifizierung adäquater Begrifflichkeit und Methode einschreibt, werden diskursiv alle anderen Interpretationen und Profilierungen des Menschen und seines gesellschaftlichen Bezugs diskreditiert und ausgeschlossen. In der expliziten – ex positivo – Positionierung »kulturwissenschaftlicher« Deutungskompetenz definiert sich in taktischer Verhüllung – in Form rhetorischer, aber nicht diskursiver Relativierung – das davon ausgeschlossene, illegitime Wissen und Konzept gesellschaftlicher Realität.¹⁴

Formationsregel: Das »Vielnamenfach« und die Disziplinierung von »Kultur«

In der bisherigen Diskursrekonstruktion wurde die Uneinheitlichkeit der fachlichen Bezeichnung noch nicht explizit thematisiert. Auch ohne systematische Auswertung dürfte aber in den verschiedenen Quellenziten bereits aufgefallen sein, dass immer wieder andere disziplinäre Bezeichnungen auftauchen, die in der Funktion des eigenen Fachnamens für die

14 Schwierige Themen für die »Volkskunde« sind konsequent diejenigen, die auf einer qua »Natur« fixierten Vorstellung von Mensch und Gesellschaft aufbauen, was wiederum Richard Kämmerlings in seiner Fachrezension zu entsprechenden Kommentaren reizt: »Die Warnschilder vor biologischem Determinismus, die eine politisch überkorrekte Gesinnungswissenschaft aufstelle, zeugten, so Andreas Hartmann (Münster), von irrationalen Berührungsängsten und seien überflüssige Requisiten aus dem kalten Krieg der Kulturanthropologie. Seine wütende Polemik gegen die Selbstgerechtigkeit des »Totalkulturalismus« zielt auf eine interdisziplinäre Annäherung an die Biowissenschaften, mit denen die Volkskunde – ein gebranntes Kind – nicht einmal diplomatische Beziehungen unterhalte. Die kulturwissenschaftliche »Tabula rasa-Doktrin« diene den überspannten Befreiungsfantasien einer aufgeklärten Vernunft; es sei jedoch eine zutiefst anthropozentrische Sicht, den Menschen als biologisch geschichtsloses Sonderwesen zu definieren. Den Ausgang aus dem »Spiegelkabinett« des radikalen Konstruktivismus erblickte Hartmann in einer vorurteilsfreien Verhältnisbestimmung zwischen evolutiver Erbmasse und kultureller Überformung. Nur hätte man gerne konkreter gewusst, welche kulturanthropologischen Fragen zur Generalüberholung fällig sind.« (Kämmerlings 1999: 54)

bisher auf der diskursanalytischen Ebene konstant Volkskunde genannte Disziplin eingesetzt sind. Nicht nur Kaschuba, dieser aber an besonders prominenter Stelle einer Antrittsvorlesung als Fachvertreter eines universitären Instituts, spricht von der – die VolkskundlerInnen selbst oft verwirrenden – Vielfalt an Namen, mit denen sich das Fach identifiziert (vgl. Kaschuba 1995a: 27). Im – jetzt diskursanalytisch systematisierten – Blick auf die fachlichen Selbstbezeichnungen, die die bisher zitierten AutorInnen in ihren Publikationen verwenden, soll danach gefragt werden, wer sich wann wo unter welchem Fachnamen äußert.

Als erster, quantitativer Befund zeigt sich, dass über ein Drittel der Beiträge – 18 von 48¹⁵ – das Fach im Titel der jeweiligen Publikation explizit nennt, auch wenn längst nicht alle dieser Artikel der programmatischen Fachbeschreibung gewidmet sind. Zweitens reicht die Skala der Bezeichnungsmöglichkeiten von der »Volkskunde«, über die »Europäische Ethnologie« und »Kulturanthropologie« bis hin zur »Kulturwissenschaft«. In spezifischer Verbindung zu dem akzidentiell gewählten Forschungsgebiet wird das Fach auch zur »Urbanethnologie«, »Stadtethnologie«, »Stadtanthropologie«, zur »Ethnographie von ...«, zur »Sachkulturforschung« oder zur Institution, die »ethnographische und ethnologische Beiträge« veröffentlicht. Wenn auch nicht ausschließlich, tritt die Fachbezeichnung aber vor allem bzw. gehäuft im Feld der Programmatik und in demjenigen der Stadtforschung auf. Im Vergleich der konkreten Namenwahl wird schnell eine Regelmäßigkeit erkennbar: Die wenigen Artikel, die in der Sachkulturforschung das Fach einbeziehen, sprechen von der »Volkskunde« – mit zwei Ausnahmen: erstens der Publikation von Sabine Gieske zum Lippenstift, der in einem »kulturhistorischen Streifzug« erkundet wird (Gieske 1996), und zweitens des Kongressbeitrags von Matthias Henkel, der seine Forschung zur »Trinkkultur« aus »kulturwissenschaftlicher Sicht« unternehmen will (Henkel 1997). Die programmatischen Artikel zeigen sich ausgeglichen unentschieden: Jede der unterschiedlichen Fachbezeichnungen findet hier einmal Verwendung. Im Feld der Stadtforschung dagegen, in der die AutorInnen auffällig oft mit dem Fachnamen operieren, ist mit drei Ausnahmen nie von der »Volkskunde« die Rede. Dort geht es konstant um »Stadt-« oder »Kultur-« »ethnologie«, »anthropologie« und »wissenschaft«. Im zeitlichen Verlauf wird eine Tendenz von der Anfang 1990er Jahre noch am stärksten vertretenen »Volkskunde« hin zur »Kulturwissenschaft« und Bindestrich-Ethnologie am Ende des Jahrzehnts

15 Kuntz 1990; Letsch 1994; Scholze 1994; Welz/Lindner 1994; Bagus 1995; Roth 1995; Köstlin 1996b; Lindner 1997; Köck 1997; Henkel 1997; Jacob 1997; Knecht/Niedermüller 1998; Lang 1998; Korff 1999; Timm 1999; Gyr 2000; Lang 2000; Lauterbach 2000.

erkennbar. Wer sich für welchen Fachnamen entscheidet, ist nicht vom Alter oder Geschlecht abhängig, sondern wird vielmehr von der thematischen und publikatorischen Wahl geprägt; zudem verwenden auch die einzelnen AutorInnen durchwegs den Namenmix – zum Teil im gleichen Artikel, zum Teil je nach Wahl des Forschungsbereichs und Publikums.

Die Diversifizierung der volkskundlichen Selbstbezeichnungen als »Volkskunde«, »Europäische Ethnologie«, »(Empirische) Kulturwissenschaft« und »Kulturanthropologie« sowie ihre Variation der Fachbezeichnungen als Signal für einen spezifischen Forschungszugang oder für fachliche Allianzen unter dem Label der »Ethnowissenschaft(en)« und »Kulturwissenschaft(en)« ist diskurspraktisch ebenso produktiv wie problematisch. Indem das Fach seine Oberfläche oszillieren lässt zwischen der Benennung als eigenständiges Fach, der Bezeichnung als interdisziplinäre Kooperation und der Beschreibung als innovatives Forschungsfeld, in dem es sich bewegt, ist das Fach grundsätzlich anschlussfähig für alle möglichen situativ notwendigen Verbindungen. Die Plausibilität der akzidentiellen Differenzierung oder Entdifferenzierung anderen Fächern gegenüber ist dann argumentativ relativ leicht herzustellen. In ihrem traditionellen Forschungsfeld der Sachkulturforschung behauptet die Disziplin ihre fachliche Kompetenz und Erfahrung über die (ziemlich) konsequente Verwendung ihres ebenfalls traditionellen Namens der »Volkskunde«. Damit sichert sie sich sowohl den Erbbestand und die kontinuierliche Institutionalisierung ihres Wissens in klar eigenständiger Individualität. Gleichzeitig signalisiert sie ihre interdisziplinäre Vernetzung in der Variation des »volkskundlichen« durch das »kulturhistorische« Labeling ihrer Forschung. Diese Verschiebung öffnet die interpretative und assoziative Verbindung zur Geschichtswissenschaft (in ihren unterschiedlichsten Ausformungen), ohne das eigene Fachassoziationsfeld wirklich zu verlassen (vgl. Hauser 1994; Gieske 1996). In gleicher Weise funktionieren die Verschiebungen zur »kulturwissenschaftlichen« Perspektive, die in den Titeln angezeigt wird (vgl. Henkel 1997). Überdies haben die Begriffe der »Kulturgeschichte«, »Kulturhistorie« und der »Kulturwissenschaft« den Sprung über die rein wissenschaftliche und akademische Welt längst in den breiteren Rezeptionsbereich interessierter Leserschaften gemacht. Im Gegensatz zu den universitär spezifizierten Fachbezeichnungen der »Europäischen Ethnologie« oder der »Kulturanthropologie« ermöglichen die allgemeineren und diffuseren Bezeichnungen der »Kulturgeschichte« und »Kulturwissenschaft« in einem über die universitäre Wissenschaft und Forschung hinausgehenden Rezeptionskreis den größeren Nachhall und die existentiell notwendige Rezeption.

Die volkscundliche Gleichung »viele Namen = ein Fach« dient somit der möglichst weiten und breiten Anknüpfungspotenz im Konkurrenzfeld an immer wieder andere disziplinäre oder institutionelle PartnerInnen. Je nach Gegenüber variiert das Fach seinen Namen im Sinne einer Angleichung – Entdifferenzierung – oder deutlichen Abgrenzung – Differenzierung. Der Einsatz dieser Strategie ermöglicht der Volkskunde einerseits die Signalisierung ihrer inhaltlichen und institutionellen Charakteristik in einer mehrdimensionalen Profilierung; andererseits fügt sich das Fach durch die unspezifische und variable Verwendung seiner eigenen Bezeichnung in das Konkurrenzfeld wie ein akademisches Chamäleon, das sich je nach Umfeld den unterschiedlichen Nachbarschaften anpassen kann. Wie das Tier in seiner Umgebung – zu seinem eigenen Schutz bzw. seiner existenzerhaltenden Potenz – aufgehen kann, ohne sich selbst aufzugeben, so erreicht die »Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie« im konkurrierenden Kontext der 1990er Jahre eine Inter-Disziplinarität, die ihr sowohl Schutz als auch Autorität und Deutungspotenz verleiht.

Über die Selbstdarstellung im wechselnden Namensgewand gelingt der Volkskunde auch die kontinuierliche Integration früherer facheigener Wissensbestände in ihren aktuellen Forschungsstand, ohne deren politische Kompromittierung aus dem national orientierten 19. Jahrhundert bzw. aus der nationalsozialistischen Phase des 20. Jahrhunderts mit übernehmen zu müssen. Wie stark diese Hypothek das Fach auch am Ende des 20. Jahrhunderts noch belastet, zeigt Wolfgang Kaschuba Umgang mit dem Fachnamen. Gleich zu Beginn seiner Vorlesung breitet er ganz explizit den Namensfächer der Disziplin Mitte der 1990er Jahre aus und qualifiziert diese Varietät als Zeichen für das Fach oder vielmehr als Charakteristik des Faches, »das sich in vieler Hinsicht noch auf der Suche befindet« (Kaschuba 1995a: 27). Auf der Suche ist die Disziplin aber nicht nur hinsichtlich ihres Namens, sondern auch

»im Blick auf Zuständigkeiten, auf Balancen zwischen Geschichts- und Gegenwartsbezügen, zwischen deutschen und europäischen Horizonten, zwischen der Beobachtung eigener Fremdheiten und fremder Eigenarten. Eines Faches aber auch, das sich bei dieser Orientierungssuche nicht in akademische Nischen zurückziehen darf und will, das Universität und Wissenschaft auch und vor allem als gesellschaftliche Räume und Orte zu verstehen hat.« (ebd.)

Kaschuba ist auf seiner rituellen Position des sozusagen offiziellen Amtsantritts stark exponiert und gewillt, dementsprechend genau und explizit die Profilierung und Positionierung seines Fachs vorzunehmen. Die Abgrenzung gegenüber früheren korrumpierten Ansätzen muss de-

zidiert und eindeutig ausfallen, ohne gleichzeitig dem Fach seinen institutionell tradierten und damit strukturell legitimierten Boden unter den Füßen wegzuziehen. Indem Kaschuba die Namensvielfalt ausdrücklich mit der suchenden Neuprofilierung und Neupositionierung des Fachs in »nicht-nationalistischer«, »offener«, »differenzierter«, »integrativer« und »gesellschaftlich relevanter« Gestalt zeichnet, gelingt eine positive Bewertung der fachlichen Transformation, die das Alte nur ex negativo andeutet und ausdrücklich das neue »ent-germanisierte« Profil vor Augen stellt (ebd.: 28).

Die Wichtigkeit dieser Neuprofilierung als *fachliche Wandlung* schreibt sich in der mehrfachen Wiederholung ähnlicher Äußerungen in variierten Formulierungen ein. Die Strategie der vielen Namen funktioniert so in Form einer Gleichsetzung der fachlichen Namensoberfläche mit der disziplinären Charakteristik. Diese Übertragung erreicht gleichermaßen die Reinwaschung des fachlichen Wissens von seiner politischen Korruption sowie die institutionelle Kontinuierung und akademische Tradition, die in dieser Form plausibel und legitimerweise aufrechterhalten werden können. Die Verknüpfungen von Fach und Forschungsthema, die charakteristisch für die volkswissenschaftliche Diskurspraxis gelten können, erreichen zudem folgendes strategische Ziel: Indem die Fachbezeichnung mit dem konkret angekündigten Thema – seien es »Erinnerungsgegenstände«, »Arbeit«, »die ›eingebildete‹ Metropole« oder »Materialität als Programm« –, direkt und auf den ersten Blick verbunden wird, geben die AutorInnen zu erkennen, dass es sich im Folgenden um einen spezifischen Diskussions- oder Forschungsbeitrag der *Disziplin* handelt. Die namentliche Platzierung des Fachs im Titel verspricht so Zweifaches: Erstens einen kompetenten, fachwissenschaftlich *autorierten Wissensbeitrag* zu einem spezifischen Thema. Und zweitens den gleichzeitigen Einblick in die *Spezifika und Kompetenzen* des Faches für die Erfassung gesellschaftlicher Realität, die oft in diagnostischer Formulierung im Untertitel konkretisiert werden: sei es als »Transformation des Städtischen« (Knecht/Niedermüller 1998), als Blick auf »städtische Konflikte« (Lang 1998) oder die Darstellung »Interkulturelle[r] Kommunikation« (Roth 1995).

Sowohl die fachinternen Diskussionen um die institutionell problematische Vielfalt der Namensgebungen sowie Kaschubas aufwändige Neuprofilierung des Fachs machen die Gefahr deutlich, die die diskursive Strategie der Anschlusskombinatorik in sich trägt: In der Vieldeutigkeit und Vielfältigkeit der volkswissenschaftlichen Selbstbezeichnungen steckt gleichzeitig die Labilität der Uneindeutigkeit. Die vielfältige Namenspraxis mit ihrem ständigen Funktionswechsel der Bezeichnungen als Spiel- oder Standbein der Volkskunde im Konkurrenzfeld unter-

schiedlichster Allianzen birgt die Gefahr des Strauchelns, das heißt, dass die Volkskunde bei einer kontinuierlich anhaltenden Namensvarietät irgendwann nicht mehr als eigenständig individuelles Fach erkennbar sein wird, wodurch sich die fachliche Existenz endgültig in der sprachlosen – vom gesellschaftlichen Diskurs ausgeschlossenen – Zersplitterung aufzulösen droht. Effekt dieser inhärenten Gefahr sind die volkskundlichen Selbstthematisierungen in den Begriffen der »Krise« und des »Untergangs«, die gleichzeitig das fachlich bestehende Wissen organisieren.¹⁶

Die Labilität, die durch die Namensvielfalt entsteht, schreibt sich als hart bekämpfte Prekarität des Faches immer wieder in dessen eigenen Diskurs ein und führt gerade dadurch zur Tradierung (statt zur Auflösung) der Volkskunde als »Vielnamenfach«. Die ständige Aufrechterhaltung der Bezeichnungsvarietät fungiert und funktioniert durch dessen Potenz einer flexiblen Organisation der disziplinär unterschiedlichen Wissensbestände (bisher) erfolgreich konstant und kontinuierlich als – gleichzeitig substanzprofilierendes und existenzsicherndes – Instrument der Volkskunde, ohne einen ihrer fachlichen Bestände wirklich zu gefährden.¹⁷

16 Eklatante Beispiele für die Organisationsfunktion der Krisenthematisierung innerhalb der »Volkskunde« sind die vielen entsprechenden Artikel im Verlauf der 1990er Jahre: vgl. Bruck 1990; Falkenstein vergessen? 1990; Lindner 1990; Stadelmann/Staufer-Wierl 1990a; Jacobeit, S. u. W. 1990 u. 1992 u. 1995; Brückner 1990 u. 1992 u. 1993 u. 1994b u. 1994d u. 1996 u. 1997a u. 1997b u. 1998; Scharfe 1992; Kramer 1992 u. 1993 u. 1994a u. 1994c Bausinger 1993 u. 1998; Bechdorf/Kienitz 1995; Engeler 1995; Köstlin 1995; Korff 1996; Maase 1996; Schindelka 1996; Schmidt 1996a; Jacobeit, W. 1996 u. 1997a; Burckhardt-Seebass 1997; Fondue versus Raclette? 1997; Hartmann 1997; Streng/Bakay 1999; Timm 1999.

17 Dass diese Substanzsicherung nicht nur fachintern sondern auch -extern funktioniert, beweist das Statement von Manfred Briegel an dem von Hartmut Böhme geleiteten Symposium zur Zukunft der Geistes- und Sozialwissenschaften (vgl. Böhme 1999). Briegels Einschätzung der Macht von Fachnamen für disziplinäre Profilierungen zeigt, dass im konkret angesprochenen Fall der »Volkskunde« sowohl die Namensdiffusion (kritisch) wahrgenommen als auch deren disziplinäre Einheit akzeptiert werden; sie zeigt zudem, dass die weitere Existenz der »Volkskunde« als eigenständiges Fach – trotz Bezeichnungsdiffusität – nicht in Frage gestellt wird: »Ich nehme eines, das sicher nicht im Zentrum des Interesses steht, aber da läßt es sich ganz schön zeigen: die traditionelle Bezeichnung »Volkskunde«. Es gibt das Fach Volkskunde noch, aber mancherorts, etwa in Tübingen, heißt es »Empirische Kulturwissenschaft«, andernorts heißt es »Europäische Ethnologie« und begibt sich da in gefährlichen Clinch mit der rechten Ethnologie, die ja gerade auf Eroberungszüge aus ist. Wieder andernorts heißt das Fach »Kulturanthropologie« oder auch zusammengekommen »Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaft«. Sicherlich sind da auch unterschiedliche Ausprägungen oder unterschiedliche Rich-

Nach seinen Präliminarien zum »Fach auf der Suche«, mit denen Wolfgang Kaschuba in volkskundlicher Diskurspraxis die Disziplin als Chamäleon konturiert hat, das ihre eigenen epistemischen Ressourcen situationsgerecht zu einem je spezifischen Fachprofil organisiert, wendet er sich in seinem Beitrag seiner spezifisch getroffenen Themenwahl zu:

»Ich habe das Stichwort »Kulturalismus« gewählt, um daran einige Überlegungen zu den Chancen und den Gefahren meines Faches in der gegenwärtigen Situation zu knüpfen. Einer Situation, die sich auf den ersten Blick insgesamt durchaus erfreulich darstellt, wenn man an die wachsende Zahl der volkskundlich-ethnologischen Institute und ihrer Studierenden im Bundesgebiet denkt, und wenn man sich der besonderen Aufmerksamkeit vergegenwärtigt, die dem Stichwort »Kultur« in den letzten Jahren zuteil wurde. Wolf Lepenies spricht zu Recht von einer »anthropologischen« Wende in den Human- und Sozialwissenschaften, die zunehmend Raum greift und die sich als gesteigertes Interesse an »Kultur« auch in den Medien wie auf dem Arbeitsmarkt positiv niederschlägt. Ein zweiter Blick indessen muss uns auch Anlass sein, über Gefahren nachzudenken, die solche Wissenschaftskonjunkturen in ähnlicher Weise mit sich bringen wie Wirtschaftskonjunkturen: Moden und Sättigungseffekte, Bornierung und Missbrauch.« (Kaschuba 1995a: 28)

Was hat es mit dem »Kulturalismus« auf sich, den Kaschuba so prominent in seinem Vortragstitel platziert hat und der sich so prominent in den weiteren volkskundlichen Diskurs einschreiben wird? Kaschuba begründet es an oben zitierter Stelle folgendermaßen: Er beabsichtigt über das Phänomen des »Kulturalismus« zu sprechen, weil es dabei eigentlich um sein Fach geht. Die Diagnose, dass sein Fach boomt, dass »Kultur« Konjunktur hat und dass der ganze Bereich bisheriger Sozial- und Geisteswissenschaften sich seit kurzem der Kulturperspektive verschrieben hat, birgt für die Volkskunde »Chancen« und »Gefahren«. So bedeutsam Kaschuba die Gesellschaft in seinem Titel positioniert, so deutlich expliziert er an dieser Stelle, was die momentane (gesellschaftliche und wissenschaftliche) Situation fordert: Das Potential und die Krise der Volkskunde als eine potente gesellschaftliche Wissensinstitution liegen ihm am Herzen; nicht nur aufgrund seiner persönlichen Position als Lehrstuhlinhaber dieser Disziplin sondern auch – oder vor allem – aufgrund seiner Subjektposition im Diskurs: Wolfgang Kaschuba nützt die traditionell erwartbare Ausstrahlungskraft seines bedeutungsbeladenen

tungen gemeint. Empirische Kulturwissenschaft ist halt nicht dasselbe wie Volkskunde, könnte man sagen, aber das Verständnis der Vertreter dieser Bezeichnungen läuft doch darauf hinaus, dass es sich um ein Fach handelt.« (Briegel 1999: 298)

Podiums – einer akademischen Antrittsvorlesung –, um die wissenschaftliche Profilierung und gesellschaftlich orientierte Positionierung seines Faches zu manifestieren; das Zentrum und der Motor seiner Bemühungen definieren die disziplinäre Identitätsarbeit.

Kaschuba *repliziert* im oben kurz zitierten Abschnitt nicht nur die allgemeine Situation, in der sich die Volkskunde am Ende des 20. Jahrhunderts befindet, sondern er *expliziert* vor allem die volkskundliche Sicht der Dinge. Diese heißt: Er und das Fach sehen sich mit einer Begriffskonjunktur konfrontiert, die das Fach und den Begriff in eine prekäre Lage bringt. Die Konjunktur von »Kultur« bedroht – wie jede quantitative Ausweitung und jede modische Qualität – dessen begriffliche (Aussage-)Kraft und dessen disziplinäre Anbindung an die Volkskunde. Dass »Kultur« nun von den verschiedensten Disziplinen im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften verwendet wird, betont und steigert zwar für den Moment ihr begriffliches Gewicht, schmälert aber gleichzeitig deren fachlich spezifische Zuordnung. Was auf den ersten flüchtigen Blick wie ein Glück für die Volkskunde aussieht, zeigt sich auf den zweiten tiefergehenden Blick als schwere disziplinäre Belastung: Mit dem begrifflichen Aufschwung hebt sich im ersten Moment auch das Ansehen der Volkskunde; im nächsten Moment aber wird für sie der erhöhte (diskursive) Aufwand bei der fachlich eindeutigen Zuordnung des Begriffs sicht- und spürbar.

Für die Volkskunde war im Verlauf und ist am jetzigen Punkt ihrer Geschichte so evident wie selbstverständlich – das macht Kaschuba deutlich –, dass »Kultur« einen genuin volkskundlichen Begriff darstellt. Im zeitgenössischen Feld der Wissenschaft und Gesellschaft, in dem Kaschuba und das Fach zur Zeit seiner Rede stehen, ist demgegenüber keineswegs evident und selbstverständlich, dass mit »Kultur« und deren Wissenschaft das spezifische Fach der Volkskunde gemeint ist (vgl. Kämmerlings 1999). Dementsprechend hart wird das akademische Ringen im Diskurs um Begriff und Bezeichnung geführt. Dass auf die Selbstverständlichkeit einer definitorischen Zusammengehörigkeit von »Volkskunde« und »Kultur« kein automatischer Verlass ist, zeigt sich im volkskundlichen Reden der 1990er Jahre von Publikation zu Publikation. Schon rein quantitativ macht die volkskundliche Wiederholung von »Kultur« auf die Fragilität ihres Selbstverständnisses aufmerksam. Wolfgang Kaschuba widmet knapp die Hälfte seiner Darstellung dem Konnex von Fach und Begriff. Und: »Kultur« steht statistisch gesehen in (fast) jedem zweiten Beitragstitel volkskundlicher Provenienz. Aber auch qualitativ schreibt sich der Begriff mit beharrlicher Regelmäßigkeit in die volkskundliche Rede ein. Andrea Hauser buchstabiert in ihrer Einleitung zur Untersuchung historischer Dinge ausführlichst die histori-

sche, inhaltliche, theoretische und methodische Aufeinanderbezogenheit des Kulturbegriffs und ihrer Disziplin »Volkskunde/Kulturwissenschaft« (vgl. Hauser 1994: 12). Regina Römhild diskutiert auf mehreren Seiten ihres Beitrags die theoretisch, epistemologisch und gesellschaftlich problematischen Seiten zeitgenössischer Kulturkonzepte, denen sie als Lösungsmodell den volkskundlichen Begriff und die fachlich generierte Synthese zur »Kulturwissenschaft« entgegenstellt (vgl. Römhild 1994). Thomas Scholze präsentiert »Kultur« als Qualitätssiegel volkskundlicher Forschung – auch schon zu Vorwendezeiten und auch in der DDR (vgl. Scholze 1994). Barbara Lang analysiert, kategorisiert und bewertet die wissenschaftliche und gesellschaftliche Differenz zwischen den Disziplinen »Stadtplanung« und »Volkskunde« anhand des Kulturbegriffs – zugunsten letzterer aufgrund ihrer Wissenschaftlichkeit per »Kultur« (vgl. Lang 2000). Martin Scharfe ruft das Fach zu erneuerter Reflexionsarbeit auf, »wenn es wirklich eine Wissenschaft von der Kultur sein will – eine Kultur-Wissenschaft« (vgl. Scharfe 1997: 303) und – trotz einiger institutionell noch bestehender »kulturwissenschaftlicher Tabuzonen« (vgl. Kess/Götz 1998: 163) – verbindet der Kulturbegriff so unterschiedliche volkskundliche Institutionen wie Museum und Universität in gemeinsamer »Seelenverwandtschaft« (vgl. Köck 1997: 24).

Diese ständig und stetig wiederholte Verbindung von »Volkskunde« und »Kultur« funktioniert diskursiv auf unterschiedliche Weise: Erstens übernimmt das Fach den Begriff in seinen Namen, was ihr selbst und allen anderen gegenüber immer wieder signalisiert, dass »Kultur« die Disziplin konturiert und konstituiert. Zweitens definiert und profiliert aber auch das Fach den Begriff der »Kultur« als wissenschaftliches Instrument, wenn es sich namentlich und mit der Autorität einer universitären Disziplin dafür zuständig erklärt bzw. anhand dessen sein eigenes Wissen hervorbringt. Das heißt: Aufgrund dieser gegenseitigen Definition stellt die auf der begrifflichen Ebene explizit immer wieder remanifestierte Verknüpfung von »Kultur« und »Volkskunde« eine Klammer her, die die fachliche Gegenstandskonstruktion, die fachliche Kompetenz und die profilierte Positionierung als substantielle Einheit zusammenfasst. Über diese Verknüpfungspraxis schaffen die VolkskundlerInnen eine Kohärenz, die vice versa der darin demonstrierten Substanz ihre Plausibilität verschafft: »Kultur« produziert die fachliche Episteme und formiert die institutionell etablierte Volkskunde als »Kulturwissenschaft«. Auf eine Gleichung gebracht synthetisiert diese doppelte Konstruktion Fach und Kulturbegriff in gegen- und wechselseitiger Konstitution; das heißt noch einmal anders formuliert: »Kultur« und »Wissenschaft« formieren und beweisen die Volkskunde als »Kulturwissenschaft«.

Trotz dieser organisatorischen Funktionalisierung des diskursiv eindeutig gemachten Konnex von Fach und Begriff besteht weiterhin die – in der ständigen Reifizierung erkennbare – Notwendigkeit, diese spezifisch volkswissenschaftliche Kombination zu autorisieren und mit Legitimität auszustatten. Dadurch wird gleichzeitig umso deutlicher: »Kultur« ist nicht natürlich – oder eben genuin – ein volkswissenschaftlicher Begriff; er muss dazu *diszipliniert* werden.

Die »Disziplinierung«¹⁸ umfasst – im doppelten Sinn – unterschiedliche Bedeutungen, die in dem einen Begriff zusammengefasst die volkswissenschaftliche Diskurspraxis organisieren: Erstens disziplinieren die VolkswissenschaftlerInnen »Kultur«, indem sie den Begriff »verfachlichen«, das heißt, indem sie ihn ihrer akademischen *Disziplin* – der Volkswissenschaft – *definitiv zuordnen*. Zweitens disziplinieren die FachvertreterInnen den Kulturbegriff im Sinne einer *restriktiven Ein- und Unterordnung*, das heißt, sie unterstellen den Begriff der Forschungsdisziplin des Faches und funktionalisieren ihn als Instrument zur je erforderlichen Zusammenstellung ihres spezifischen Wissens. Drittens disziplinieren sie den Begriff, indem sie ihn zum *Transformationsriemen* zwischen spezifisch disziplinärer und allgemein interdisziplinärer Fachdefinition *ausbilden*: »Kultur« wird dann zum – relational funktionierenden – Umgestaltungsinstrument, das aus der Volkswissenschaft eine fachlich eigenständige, überdisziplinär funktionierende »Kultur-Wissenschaft« macht. Die Transformation funktioniert hier in wiederum neu organisierter Zusammenstellung der in ihrem Sinngehalt konstanten Zusammensetzung von »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volkswissenschaft« als folgende Gleichungsvariante: »Kultur«-Wissenschaft in Sinn und Funktion der Inter-Disziplinarität beweist die synonyme Gleichsetzung von »Volkswissenschaft« in Form der »Kulturwissenschaft« als »interdisziplinäre Disziplin«.¹⁹

18 Aus dem Neologismus der »Disziplinierung« im Sinne der »Verfachlichung«, den Ulrike Langbein während eines gemeinsamen Gesprächs formulierte, wurde im Verlauf der fortschreitenden Analyse und Interpretation der hier dargestellte diskursanalytische Disziplinierungsbegriff.

19 Die »Disziplinierung« im obigen Sinn stellt im Überblick der diskursiven Strategien und Praxen geistes- und sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion kein rein »volkswissenschaftliches« Instrument dar. Ähnliches findet sich auch in anderen Fachformationen. Vgl. dazu etwa Luhmanns Beschreibung der soziologischen Stärke, die sie bei der Reformierung bzw. Neuorganisation der Universitäten in den 1960er und 70er Jahren zeigte: »Von der Soziologie aus konnte man sich ja mit allen möglichen Themen beschäftigen, wenn man immer nur sagte, Soziologie des Rechts, Soziologie der Organisation, Soziologie des Wissens, Soziologie der Religion usw.« (Luhmann 1992: 101).

Die diskursive Praxis der volkskundlichen Selbstbezeichnung als »Vielnamenfach« und der »Disziplinierung des Kulturbegriffs« funktioniert als zweifaltige Formationsregel, weil bzw. indem sie die verschiedenen Praxen und Konstruktionselemente des volkskundlichen Diskurses zu einem konsistenten Ganzen – in Gestalt und Funktion – des volkskundlichen Formationsfelds dynamisch zusammenfügt.

Diskursive Achsenkonstruktion: Dreischenkliges Spannungsfeld

Die bisherigen Analysen zusammenfassend sowie extrapolierend läßt sich eine spezifische Struktur(ierung) volkskundlicher Sprech- und Denkpraxis nachzeichnen: Egal in welchem Forschungsfeld die Volkskunde ihre Fragestellung formuliert, egal in welchem zeitlichen oder regionalen Ausschnitt sie ihre Analyse ansetzt, egal welche VertreterInnen die Artikel geschrieben haben, – ob am Anfang oder Ende ihrer ForscherInnenlaufbahn, ob Mann oder Frau, ob aus Göttingen, Münster, Hamburg oder Berlin –, egal in welchem Textgenre und Publikationsforum ihre Beiträge veröffentlicht werden, egal ob auf Deutsch oder in einer anderen Sprache formuliert, immer behandeln die VolkskundlerInnen – in unterschiedlicher Diktion, in wechselnder Reihenfolge, in argumentativen Variationen und in je individuellem Bezug zur eigenen ForscherInnenbiographie – drei basale *Großthemen*: (1) Sie sprechen mit und über »Kultur«; (2) sie thematisieren die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften in der Potenz ihres Wissens und (3) sie vermessen das (wissenschaftliche) Beziehungsfeld, in das sich die Volkskunde im späten 20. Jahrhundert eingebunden sieht. Diese drei grundsätzlichen Themenfelder können als *die drei großen Achsen* des volkskundlichen Diskurses bezeichnet werden.

In seinem dichten und komplexen Nachvollzug der sozialwissenschaftlichen Entwicklung des »cultural turn« systematisiert Andreas Reckwitz die Transformation der theoretischen Kultur-Konzeptionen in Form von vier unterscheidbaren »Abstraktionsebenen«, auf denen sich die Veränderungen entscheidend auswirken (vgl. Reckwitz 2000: 22). Dies sind in Reckwitz' Terminologie die Ebenen (1) der »Wissenschafts- und Erkenntnistheorie der Sozialwissenschaften«, (2) der »sozialwissenschaftlichen Methodologie«, (3) der »empirischen Forschungsinteressen« und (4) der »Sozialtheorie« selbst (ebd.). Was Reckwitz als wissenschaftliche Transformationen benennt, deren theoriehistorische und -systematische Entwicklung er detailreich nachzeichnet, zeigt sich auch in der Forschungspraxis der VolkskundlerInnen. Auch sie thematisieren alle vier von Reckwitz benannten Punkte regel-

mäßig. Aus diskursanalytischer Perspektive, die sich für die in einem Formationsfeld hergestellte Ordnung des Sprechens interessiert, ergibt sich allerdings eine andere Zuordnungssystematik dieser Punkte, da aus dieser Blickrichtung nach den *Effekten der diskursiven Praxis* gefragt wird, die sich im relationalen Beziehungsgeflecht von inner-, zwischen- und außerwissenschaftlichen Äußerungen etablieren und nicht schwerpunktmäßig nach den theorieinhärenten Verschiebungen bzw. Verabschiedungen. Die Formation und inhaltliche Variation der drei volkscundlich konstruierten Achsen – das heißt ihre stetige Wiedereinschreibung – in ihrer konkreten Ausführung wird von einer dem Diskursfeld inhärenten Spannungsdynamik motiviert: Die drei Achsen zeigen sich als diskursive Manifestationen, die ihre Plausibilität und Pointierung aufgrund darunterliegender – nicht explizit gemachter – Prämissen erhalten (vgl. Nassehi 2006: 376), die grundsätzlich über das volkscundliche Diskursfeld hinausgehen, dort aber ihre spezifische Manifestierung zeigen. In welchen inhaltlichen Formierungen und mit welchen implizit bleibenden Grundvoraussetzungen die VolkskundlerInnen ihr diskursives Feld aufziehen, soll im Folgenden analytisch noch einmal anhand des bereits entfalteten Materials expliziert und sichtbar gemacht werden.

Drei Achsen: Der »Kultur«-begriff, das geistes- und sozialwissenschaftliche »Wissen Schaffen« und das komplexe »Beziehungsfeld« der Wissensproduktion

Nicht bei allen volkscundlichen AutorInnen sind die drei Achsen, die ihr fachwissenschaftliches Denken anleiten und flankieren, so dezidiert zusammengefasst und in einem Satz expliziert, wie Michi Knecht und Peter Niedermüller dies in der Einleitung zu dem von ihnen initiierten Workshop »Transformationen des Städtischen. Stadtethnologie in Europa« formuliert haben (vgl. Knecht/Niedermüller 1998). So konkret und bewusst sich Knecht und Niedermüller an dieser Stelle zwar (nur) auf ihre eigene Sommerschule, deren Konzept, Erkenntnisinteresse und Ergebnisse beziehen, so basal legen sie mit ihren drei gewählten Schwerpunkten gleichzeitig die drei Achsen des disziplinären Denkens unter die individuell variierbaren Thematisierungen innerhalb ihres Tagungsprogramms:

»Alle drei hier kurz skizzierten Schwerpunkte – die Frage nach der disziplinengeschichtlich späten Aufwertung der Stadtethnologie im Zuge gegenwärtiger Transformationsprozesse, die Diskussion um konzeptionelle und methodische Zugänge und spezifisch ethnologische Kompetenzen zur Erforschung städtischer Transformationsprozesse sowie die Präsentation neuerer ethnographi-

scher Arbeiten über ›Berlin in transition‹ – spiegeln sich auch in der Auswahl der Beiträge dieses Bandes wider.« (ebd.: 4)

Wissen über die Welt zu generieren, bedarf im volkskundlichen Reden offensichtlich erstens einer Erklärung, *wer* dieses Wissen in welcher disziplinären Formierung, Kompetenz und historischen Situation hervorbringt: Deshalb fragen Knecht und Niedermüller nach dem institutionell strukturierten *Beziehungsfeld der WissensproduzentInnen*, in das sich die Volkskunde erst »spät« eingeschrieben hat. Zweitens muss expliziert, dokumentiert und reflektiert werden, *was* dieses Wissen ausmacht, *wie* es sich selbst qualifiziert und *wodurch* ein Anspruch auf »Wahrheitsgehalt« erhoben werden kann: Die beiden AutorInnen definieren in legitimierender Absicht den epistemologischen Zugang und Wert des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Wissen Schaffens. Und drittens gilt es zu demonstrieren, welche konkreten Inhalte die in diesem geistes- und sozialwissenschaftlichen Rahmen eingebettete Spezialdisziplin in ihrer Kompetenz über die *komplex gestaltete Wirklichkeit* zu Gehör und zu Papier zu bringen vermag: Knecht und Niedermüller verweisen in eben diesem Sinn auf die aus »kulturwissenschaftlicher« Forschungspraxis resultierende Qualität und Substanz des präsentierten Wissens.

Achse 1: »Kultur« und die Potenz des Begriffs

Im Rahmen eines Studienprojekts, das in den späten 1980er Jahren am Tübinger Institut für Empirische Kulturwissenschaft unter der Leitung von Prof. Konrad Köstlin durchgeführt wurde, beschäftigte sich eine Gruppe von rund 20 Studierenden mit dem Zustand der deutschen Republik in den »Fünfzigern« (vgl. Partykultur 1991). Die grundsätzliche, als Titel allem vorangestellte Frage »Party-Kultur?« definierte die Perspektiven der einzelnen Untersuchungen. Ausgehend von typischen Assoziationen zu den 50er Jahren – »Petticoat und Nierentisch, Gummi- baum und Rock'n'Roll, Wiederaufbau und ›Wir-sind-wieder-wer‹, Fresswelle und Parties« (ebd.: Klappentext) – stellte die Projektgruppe ihre kritischen, die skizzierten Stereotypen bewusst kontrastierenden »Fragen an die Fünfziger«:

»Doch ist die ungezwungene Fröhlichkeit, für die ›Party‹ steht, wirklich charakteristisch für die 50er Jahre? Wer hatte überhaupt etwas zu feiern? Welche Vorstellungen von den 50er Jahren sind mit der Party verbunden? Und: Stimmen die Bilder, die heute von der damaligen Zeit entworfen werden?« (ebd.)

Die »Meublements der Republik« veranlassten die beiden StudentInnen Karin Stellwag und Marianne Dorn, selber (noch) einmal genauer hinzusehen und zu fragen, welche »Tendenzen des Wohnens in den 50ern« aufgrund der neuen »Wirtschaftswunderwelt« im Blick der Forscherin erkennbar werden (vgl. Stellwag 1991) bzw. wie »Musiktruhe und Hausbar« die »möblierte[n] Geselligkeit« des Jahrzehnts verkörperten (vgl. Dorn 1991). Beide Autorinnen sind bemüht, die grundsätzliche Wohnsituation und ihre konkrete Möblierung – vor allem kleiner Wohnungen im sozialen Wohnungsbau – für die LeserInnen bildhaft vorstellbar werden zu lassen. Sie verbinden dafür die konkrete Beschreibung der Wohnungen sowie der darin befindlichen Möbel mit den finanziellen Möglichkeiten und Mitteln, die den Menschen zum damaligen Zeitpunkt zur Verfügung standen. Ihre Darstellung gewinnt ihre Plastizität und ihr Profil durch den Einbezug ganz unterschiedlicher Quellen, die Auskünfte über die zeitgemäße Ausstattung einer (durchschnittlichen) Wohnung geben können: Wohnungsgrundrisse, Werbung und Handelsanzeigen für Möbel mit Angaben über deren Preise, Material und Design sowie historische Darstellungen zu den allgemeinen Produktionsverhältnissen der damaligen Möbelindustrie liegen den Analysen als Primärquellen zugrunde. Im Blick auf die Menschen, die mit und in diesen Arrangements ihren Alltag lebten, konfrontieren Dorn und Stellwag ihre Darstellungen des Wohnens mit Fragen nach unterschiedlichen Funktionen und Nutzungen sowohl der Räume als auch der einzelnen Möbelstücke im Alltag unter der Perspektive gesellschaftlich propagierter Verhaltensweisen, die in zahlreichen Ratgebern publiziert wurden. Über diese beiden analytischen Ebenen noch einmal hinausdenkend versuchen Stellwag und Dorn zaghafte Interpretationen über die Bewertungen und Bedeutungszuschreibungen der »Meublements« durch die in diesen Wohnungen lebenden Menschen. Der Kulturbegriff fungiert innerhalb der kleinen Forschungsstudien – auch hier – zur Relationierung der unterschiedlichen Dimensionen, aus denen sich die soziale Wirklichkeit für die Menschen zusammensetzte. Dorn und Stellwag bemühen sich beide um die Rekonstruktion der komplexen Zusammenhänge, in denen sich das Leben in Deutschland während der 1950er Jahre für die breite Mittelschicht vollzog.

Auch wenn die beiden Artikel in ihrem analytischen und interpretativen Gehalt noch nicht die Dichte und Elaboriertheit anderer fachlicher Beiträge erreichen, sind sie jedoch gerade deshalb bezüglich der diskursiven Regeln, die die Herstellung und Autorisierung des Wissens im Fach organisieren, interessant und aussagekräftig. Als Studierende, die anhand dieses Projekts in die disziplinäre Denkweise eingeübt werden, reproduzieren sie das im Fach erwartete und ihm selbst verständliche

Arbeiten. Und aufgrund dessen, dass Dorn und Stellwag sich zur Zeit ihrer Forschung noch im Prozess der Einübung volkskundlichen Hand- und Denkerwerks befinden, zeigen sich die grundlegenden Elemente der »kultur«-wissenschaftlichen Technik (im Sinne von Fähigkeit) in diesem Moment noch in deutlicherer Markierung. Stellwag und Dorn bauen ihre Darstellungen auf zwei grundlegenden Bausteinen auf: Aus der Beschreibung dessen, *was ist* und der Analyse dessen, *wie es so hergestellt* worden ist, ergibt sich der Erkenntniswert des jeweiligen Beitrags. Dass die beschreibende Ebene dabei nicht allein instrumentalen Charakter für die daran anschließende Analyse und Interpretation hat, sondern im Sinn der illustrierenden Dokumentation und in Funktion der Wissensvermittlung gedacht ist, belegen die in beiden Beiträgen abgedruckten Bilder. Sowohl Karin Stellwag als auch Marianne Dorn integrieren etwa zehn Abbildungen in ihren Text, der je sechs Seiten umfasst. Das heißt, rein quantitativ stehen Text und Bild in einem fast ausgeglichenen Verhältnis von 1:1. Die meisten Abbildungen zeigen Fotos einzelner Möbel oder Raumarrangements, einzelne Wohnungsgrundrisse bzw. Werbeanzeigen oder Cartoons aus einem Ratgeber. Alle Bilder sind von erklärenden Unterschriften begleitet, was konkret auf dem Bild zu sehen ist, oder sie dokumentieren den Quellenachweis. Keines wird aber explizit im Text erwähnt oder analytisch ausgewertet. Allein der visuelle, durch Quellenbelege authentifizierte Nachweis – das Sichtbarmachen – von zuvor für einen Großteil der LeserInnen unbekannten – und in diesem Sinn unsichtbaren – Lebenswelten bestimmt den legitimen Aussagegehalt der Abbildungen.

Die Qualität des volkskundlichen Kulturbegriffs fußt – wie hier deutlich erkennbar wird – auf einer doppelten Fundierung des Begriffs: »Kultur« qualifiziert sich in seiner fachlich diskursiven Verwendung als grundsätzlich *zweifaltiges Konzept* aus positiv deskriptiver Repräsentation und analytisch interpretativer Dekonstruktion. Mithilfe dieser doppelten Grundlegung von »Kultur« bezieht sich die volkskundliche Forschung immer auf die beiden Bereiche der *positiv rekonstruierenden Repräsentation* von Realität und der *kritisch dekonstruktiven Reflexion* gesellschaftlicher Wirklichkeit. Im doppelten Zugriff, den der Kulturbegriff in seiner volkskundlich-diskursiven Formierung definiert, entfaltet sich der Gehalt und die Aussagekraft »kulturwissenschaftlichen« Wissens über den komplexen Charakter realer Phänomene.

Diese Doppelung allerdings enthält eine spannungsvolle Begriffsarchitektur, die in der definitorischen wie forschungspraktischen Gleichzeitigkeit eines *substanzenorientierten deskriptiven Kulturkonzepts* und der theoretisch-methodischen Konzeption eines *kritisch-reflexiven Analyseinstruments* liegt. Die diskursive Konzeption des zweifaltigen Kulturbegriffs

griffs formiert diesen als wissenschaftliches Instrument, das gleichzeitig die Aufgabe der qualitativen Wirklichkeitsrepräsentation, deren analytischer Rekonstruktion, der ordnenden Gesellschaftspräsentation sowie der sozialkritischen Orientierung einlösen will. Pointiert formuliert steckt der spannungsvolle Widerspruch in folgendem fachlichem Anspruch: »Kultur« ist alles in einem, das heißt ein einziger Begriff benennt die Realität in ihrer positiv wahrnehmbaren Gestalt, analysiert, interpretiert und reflektiert ihre soziale Konstruktion und entwirft synthetisierend das Modell einer differenziert-integrierten Gesellschaft. »Kultur« ist damit das die Forschung ermöglichende Instrumentarium und gleichzeitig das Objekt selbst, auf das die Forschung gerichtet ist.

Die konstante Mischung dieser qualitativ unterschiedlichen Wirklichkeitsrepräsentationen charakterisiert den volkswissenschaftlichen Kulturbegriff als einen kombinierten Komplex aus beschreibendem Positivismus und analytischem Konstruktivismus, der zum einen fachlich autorisierten Kulturkonzept verschmolzen wird. Gerade aus dieser implizierten, diskursiv nie explizit formulierten Verschmelzung bezieht der Kulturbegriff seine Kraft und Qualität.²⁰ Die Akzeptabilität der forschungstheoretischen wie -praktischen Konstruktion der volkswissenschaftlichen Zweifaltigkeit von »Kultur« basiert und entspringt der Moderne selbst: »Der springende Punkt oder besser das Erfolgsrezept der Moderne ist, die Vermittlung und Verbindung zwischen [an sich unterschiedlichen; se] Bereichen unsichtbar, undenkbar und unvorstellbar zu machen und doch zugleich zu praktizieren.« (Bellanger 2001: 213)

In der konkreten Ausführung dieser diskursiven Achse enthüllt sich konsequent die qualitative Definition, aus der die Achse ihre spezifische Charakteristik erhält. Es geht hier darum, die *Potenz des Kulturbegriffs* zu bestimmen, aufgrund derer auch das »kulturwissenschaftliche« Wissen seine Aussagekraft und Relevanz behaupten kann. Jede volkswissenschaftliche Arbeit beschäftigt konsequenterweise die Frage, was der Kulturbegriff für die Repräsentation und das Verstehen der gesellschaftlichen Wirklichkeit leisten kann. Diese Frage nach der wissenschaftlichen und

20 Unter dieser diskursanalytischen Perspektive »sprechende« Belege für die »volkswissenschaftliche« Zweifaltigkeit von »Kultur«, sind die immer wieder eingesetzten Bindestrich-Begriffe: Sachkultur, Wohnkultur, Party-Kultur, Freizeitkultur, Trinkkultur, Firmenkultur, Alltagskultur, Volkskultur, Arbeiterkultur, Produktkultur, Haubenkultur, Kleidungskultur, Provinzialkulturen, Jugendkultur. Die Liste ließe sich noch um einiges verlängern; entscheidend ist aber, dass diese Art der Begriffskonstruktion an sich die Doppelung des volkswissenschaftlichen Kulturbegriffs spiegelt. In ihnen oszilliert das Erkenntnisinteresse an der Repräsentation realen Lebens und an der gesellschaftskritisch ausgerichteten Rekonstruktion in unterschiedlichen Gemengelagen hergestellter Wirklichkeitsordnung.

gesellschaftlichen Potenz des Kulturbegriffs stellt sich sowohl nach »innen«, wo fachintern immer wieder debattiert wird, was die theoretische wie empirische Kraft des Kulturbegriffs ausmacht. So hart und dezidiert Carola Lipp deshalb ihre Kritik an Wolfgang Kaschubas begrifflichen und konzeptuellen Schwächen formuliert, so konsequent folgt auch sie – wie Kaschuba – der »Kultur-Achse« volkskundlicher Rede.

Die Frage nach der Qualität des Kulturbegriffs stellt sich allerdings auch von »außen«: Immer wieder sieht sich die Volkskunde herausgefordert zu zeigen, zu beweisen und zu autorisieren, worin das »kulturwissenschaftliche« Potential ihrer Forschungen und Wissensbestände besteht. In diesem Sinn manifestiert und reformuliert die programmatische Konzeption von »Kultur« als potentes Instrument zur Komplexitätsanalyse, zur gesellschaftlichen Orientierung und zur volkskundlich-fachlichen Spezifizierung sowohl die Potenz des Kulturbegriffs wie auch eine der drei großen Achsen volkskundlichen Denkens.

Achse 2: Geistes- und Sozialwissenschaft und ihre Legitimität

Die Konkurrenz um die gesellschaftliche Selbstvergewisserung am Ende des 20. Jahrhunderts äußert sich neben der Thematisierung des Instrumentariums, anhand dessen die Deutungen über die eigene Gesellschaft hergestellt werden, in der ebenso basalen Diskussion um die berechtigten Formen des Wissen Schaffens. »Wissenschaft« steht nicht mehr autoritativ gesichert als objektive und neutrale Instanz über jeder Diskussion und Nachfrage; ganz im Gegenteil bildet sie eine der zu verhandelnden Grundlagen legitimen Wissenschaffens von, über und für die Gesellschaft. Das betrifft erstens die Erkenntnis, dass die Definition von Wissenschaft keine ahistorische Größe darstellt (vgl. Benoît 1994: 315). Und zweitens generiert dies einen Rechtfertigungsdruck im dem Sinn, dass Wirklichkeitserforschung in wissenschaftlicher Manier gefordert ist, ihre Angemessenheit und Relevanz zu demonstrieren, nachzuweisen und zu vermitteln. Mit entsprechender Verve reflektiert und verteidigt die Volkskunde die Möglichkeiten des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Forschens und Verstehens, was sich – unter anderem – in ihren sowohl dezidierten wie auch verklausulierten Oppositionen naturwissenschaftlichen Realitätsdeutungen gegenüber manifestiert. Bau-singers beißender Spott über die begriffsstutzigen und abstraktionsgehemmten »Hominiden« expliziert eben diesen diskursiven Sinn – und die zweite Achse volkskundlichen Denkens. Er plädiert mit Vehemenz dafür, die aufklärerischen Potentiale der Geistes- und Sozialwissenschaften in der gesellschaftlichen Diskussion aufrecht zu erhalten, womit er sie erkenntnisbezogen und moralisch legitimiert.

Der kontinuierlichen Wiederholung volkscundlicher Defensionen für die Wissenschaftlichkeit ihrer gesellschaftlichen Realitätsentwürfe bedingt allerdings noch ein zweiter, in der internen Wissenschaftskonkurrenz begründeter Umstand, denn:

»Zug um Zug haben Soziologie, Psychologie, Linguistik und Literaturkritik den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben – und ihm Geltung verschafft. Die ›Humanwissenschaften‹ haben sich unter dem Dach der Philosophischen Fakultät neben den Philologien eine institutionell anerkannte Stellung erobert. Die Entwicklung ist unumkehrbar – oder wäre es vorstellbar, dass eine Disziplin ihren Status als Wissenschaft wieder verliert?« (Benoît 1994: 316)

Dass Benoîts Frage als rhetorische gelten kann, die schon mit »ja« beantwortet ist, demonstrieren nicht nur die expliziten hochschulpolitischen wie -forschenden Äußerungen Ende des Jahrhunderts (vgl. 1. Kapitel, S. 31ff), sondern die direkt auf der Diskursoberfläche greifbaren Reifikationen wissenschaftlicher Qualität, Kompetenz und Relevanz.

Die Thematisierung von »Kultur« als »Interpretament«, die Kaschuba als zentralen Punkt seiner Ausführungen innerhalb seiner Antrittsvorlesung platziert, unterlegt er in dem gleichlautenden Kapitel (Kaschuba 1995a: 32) – in der für das Genre einer Antrittsvorlesung sehr ausführlichen Weise – mit drei unterschiedlichen Begründungssträngen: Im ersten konzentriert er sich auf die »Geschichtsschreibung«. Den zweiten widmet er dem »Fremd-Verstehen« und im dritten thematisiert er den »Kulturvergleich« (ebd.: 33). In allen drei Bereichen stößt er auf ein grundlegendes Dilemma der (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft: Das primäre Interesse, sich der Geschichte, den Anderen oder sich selber forschend zuzuwenden, wird immer und sofort von der sekundären Einsicht eingeholt, nicht voraussetzungs- und absichtslos über Geschichte, das Fremde und das Eigene denken oder schreiben zu können. Es lässt sich nicht umgehen: Wissenschaft ist immer, so sehr sie sich um distanzierte Analyse und objektives Sehen bemüht, in ihren Forschungsinteressen, Deutungsabsichten und Ergebnissen eingebunden in die jeweiligen historischen, lokalen, nationalen, ideellen und gesellschaftlichen Kontexte, die prägend auf sie einwirken. Und Gleiches gilt ebenso umgekehrt: Wissenschaft trägt selbst einen nicht unwesentlichen Teil zur spezifischen Ordnung und Organisation ihrer Zeit und Gesellschaft bei. Bei allem Wissen, moralischem Gewissen und reflexivem Bemühen bleibt für Kaschuba als Fazit das Problem bestehen: »[W]ir müssen offenbar lernen, dass auch ›selbst-reflexive Wissenschaft‹ nicht einfach nach dem Münchhausen-Trick funktioniert.« (ebd.: 36) Aber, so fügt er gleich an: »Immerhin: Wir packen uns schon einmal am Schopf.« (ebd.)

Für jeden der drei gewählten Bereiche referiert Kaschuba die epistemologische Position von (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft mit namhaften Vertretern, deren viele selbst über den einschlägig wissenschaftlichen Bereich hinaus bekannt sind, aus den unterschiedlichen zitierten Wissenschaftsfeldern: Für den Bereich der Geschichtsschreibung bezieht sich Kaschuba auf den französischen Historiker Michel de Certeau, für die »ethnologisch-gegenwartsbezogene Forschung« verweist er auf die vorwiegend us-amerikanische Debatte der »Reflexiven Anthropologie« – mit Clifford Geertz, James Clifford und George Marcus als deren Exponenten – und für die europäischen Geschichts- bzw. Kulturwissenschaften läßt er den Philosophen Peter Weber-Schäfer sprechen (ebd.: 33ff). Mit diesem Referenzsystem statuiert Kaschuba eines ganz deutlich: Das Problem der »imaginativen Funktion« von Wissenschaft (ebd.: 33) ist nicht sein persönliches bzw. sein fachliches sondern ein aktuelles und prominentes Thema im gesamten Feld der Geistes- und Sozialwissenschaften. Im Ausgriff in das interdisziplinäre und internationale Feld der zeitgenössischen Wissenschaftsdisziplinen demonstriert er seinen ZuhörerInnen und LeserInnen, dass er mit diesem Thema vor einer Herausforderung steht, die ihn mit dem ganzen wissenschaftlichen Feld verbindet.

Was Kaschuba mit dem Bild des Schopfes des Barons von Münchhausen metaphorisch beschreibt, fasst Konrad Köstlin in den Begriff der »Geschichtenerzähler« (vgl. Köstlin 1996b: 176). (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft ist für ihn die moderne Version, sich als Kollektiv gegenseitig Geschichten zu erzählen:

»Our modernity – and this means in this paper the last 200 years – has brought forth the scientist as a new type of story-teller. Our human existence has become more and more scientific with the help of cultural interpretations. Sciences invent and offer »sense« and have reached new fields of interests, namely what they (sciences) call »everyday life«. Ethnologists practise that on the level of nation, folk or individual and since they have chosen the name »Ethnology« the discourse in terms of ethnicity has received an additional legitimization. So sciences are – among other intellectual elites of interpretation – involved in the invention and creation of invisible but real frames of action.« (ebd.)

Sowohl Wolfgang Kaschuba als auch Konrad Köstlin ziehen für ihre Sichtbarmachung dieses (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Dilemmas die Bereiche der »Geschichte«, des »Fremden«, des »Eigenen« und der damit verbundenen »Identitäten« hinzu, wodurch sie nicht allein auf das grundlegende Problem für diese Wissenschaften hinweisen. Gleichzeitig verknüpfen sie darin die drei volkskundlichen Diskursach-

sen, wenn sie das referierte Dilemma am Fall der Volkskunde und ihrer kulturorientierten Forschungsweise exemplifizieren: Auch hier stellt »Kultur« das verbindende Glied dar, denn kulturelle Interpretationen historischer Wirklichkeit liefern das Material und Mittel zum fachlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Selbstverständnis und manifestieren damit dessen unauflösbaren Konnex.

Dass dieses Wissenschafts-Dilemma einer darunterliegenden Spannung geschuldet ist, zeigt sich in Köstlins Wortwahl für das beschriebene Problem. WissenschaftlerInnen als »story-tellers« und »entertainers« (Köstlin 1996b: 178) zu bezeichnen, ist als kritische Provokation platziert. Die Provokation – aber auch im abgeschwächten Sinn: die allgemeine Kritik – funktioniert nur, wenn ein anderes, gegensätzliches Grundverständnis von Wissenschaft gleichzeitig seine Autorität beansprucht. Erst die polare Gegensätzlichkeit zweier unterschiedlicher Definitionen von Wissenschaft, die in ihrer Gleichzeitigkeit als Widerspruch und damit als Provokation verstanden werden können, machen Köstlins Äußerung zur sinnvollen und verständlichen Aussage. Mit seiner Kritik an der (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft als Institution, die zur Geschichtenerzählerin verkommt, verknüpft Köstlin implizit das »richtige« Verständnis und Verhalten, das von ihr – dieser Wissenschaft – zu erwarten wäre: Durch die Aufdeckung und Enthüllung von Macht, von Autorität und von Interessengebundenheit in scheinbar banalen alltäglichen Ereignissen entginge die (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft und im speziellen die Ethnologie der allgegenwärtigen Gefahr, lediglich bunte Geschichten zu produzieren, und an deren Statt soziale Realität kritisch nach deren Konstruktion und Machtdurchdrungenheit zu hinterfragen, in Köstlins eigenen Worten: »There is a turn towards literarization which makes us neglect our job: we describe our own lives and invent colourful stories pretending it is somebody else's life. We describe what does not change and look for an entertaining interpretation, a good story.« (ebd.: 179) In Köstlins Provokation und in Kaschubas fatalistischer Entscheidung, sich selbst beim Schopf zu packen – bei aller Unmöglichkeit –, offenbart sich die spannungsvolle Verknüpfung zweier sich entgegensetzender Wissenschaftsdefinitionen: Der Neutralität, Objektivität, Interessenlosigkeit, Standort- und Geschichtsungebundenheit von Wissenschaft (vgl. Weingart 2003: 16ff) steht die kontingente Konzeption einer historisch, räumlich und gesellschaftlich eingebundenen Wissen Schaffens gegenüber.

Mit dem ersten konzeptionellen Verständnis von (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft als »objektive Instanz« schließen Köstlin und Kaschuba – hier als repräsentative Exponenten des ganzen fachlichen Diskurses – an den in der historischen Moderne entwickelten Wissen-

schaftsbegriff an, wie er vorwiegend von den Naturwissenschaften geprägt wurde:

»Die zweite Phase, von der Mitte des 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert, war geprägt durch den »klassisch« modernen Idealtyp der wahrheitsorientierten Grundlagenforschung, die sich disziplinär immer weiter differenzierte und spezialisierte. Neben den Akademien waren es die Universitäten, die im Gefolge der Humboldtschen Reform aus den ehemaligen Artisten-Fakultäten einzelne Naturwissenschaften ausgliederten und damit die Chance für eine weitere Differenzierung der Forschungsfelder eröffneten. Und erst in dieser Phase etablierte sich endgültig die Objektivität in dem bis heute gültigen Verständnis einer »aperspektivischen«, jegliche subjektiven Eigenheiten negierenden und (vermeintlich) ausschaltenden Naturbeobachtung als zentrale »epistemologische Tugend« [...]« (Bösch/Wehling 2004: 10ff; vgl. auch Blanke 1993: 204f; Nowotny 1999: 278; Weingart 2001: 52).

Diskursiv machtvoll ist dabei allerdings weniger die theoretische Definition von Wissenschaft als vielmehr das, was sich als Verständnis von Wissenschaft durchsetzt:

»Was immer den epistemischen Kern der Wissenschaft ausmachen mag, der Glaube daran wurzelt in tief verankerten kognitiven Orientierungen und einigen für unwandelbar gehaltenen Prinzipien. Dazu gehört der Glaube an methodische Vorgehensweisen, die zur Objektivierung von Wissen führen, und an die inhärente Rationalität der praktizierten Verfahren.« (Nowotny 1999: 30ff)²¹

Die spannungsvolle Vereinigung des neutralen und des kontingenten Wissenschaftsverständnisses in einen einzigen (Kultur-)Wissenschaftsbegriff dynamisiert und reproduziert gerade im Versuch der Überwindung ebendiese Konstruktion. In versuchter Absetzung von der einen Fundierung schreibt sich gerade deren Doppelung immer wieder ein.²²

21 Weingart begründet die Entstehung der Paradoxie wissenschaftlicher Definitionen als (historisch mitbedingte) Entwicklung der Wissenschaft in Form eines ausdifferenzierten, selbstbezüglichen Teilsystems der Gesellschaft, das aber dennoch in Kopplung mit anderen Teilsystemen der Gesellschaft steht (vgl. Weingart 2001: 58f u. 236f). Vgl. auch Koschorke zu unterschiedlichen Paradoxiekonstruktionen im heutigen Universitätssystem (vgl. Koschorke 2004).

22 In paralleler Weise produziert der zeitgenössische Zweifel an der Objektivität und Gesicherheit von wissenschaftlichem Wissen eine Amalgamierung der eindeutigen Objektivität und dem vieldeutigen Pluralismus, was Maasen und Winterhager ebenfalls zur Paradoxie (post-)moderner Wissenschaft zusammenfassen: »In Bauman's analysis, today both types of

Die polare Konstruktion erfüllt allerdings auch hier eine wichtige diskursive Funktion, die sich so ebenfalls in anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen am Ende des 20. Jahrhunderts abzeichnet. Die Aufweichung der klaren Grenzziehungen zwischen (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft und gesellschaftlicher Öffentlichkeit bringen nicht nur spezifische Formen der Forschungs(re-)präsentationen mit sich, sondern erleichtern und betonen gleichzeitig die gesellschaftliche Aufgabe wissenschaftlichen Wissens:

»Historians, while engaging in non-academic enterprises as well (e.g., expositions), predominantly pursue this task within the confines of academia. Interestingly, internal specialization shows, among other trends, a shift toward modern history, social history, history of non-European countries as well as of technology including science and medicine [...] – obviously, these histories are designed to equip the members of contemporary globalized, high-tech societies with orienting knowledge. Accordingly its self-proclaimed specificity of telling stories, its narrativity [...], its rhetorics [...], its centrisms (eurocentrism, androcentrism, ...) center stage in various debates.« (Maasen/Winterhager 2001: 71; vgl. auch Bourdieu 1988: 72f; Weingart 2001: 17; Fischer 2004: 235)

Wie Wolfgang Kaschuba so stehen auch seine FachkollegInnen vor der Aufgabe, sich an diesen Herausforderungen abzuarbeiten, die ihnen die spannungsvoll konstruierte Diskursachse des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen »Wissen Schaffens« vorgibt. Das heißt, die VolkskundlerInnen müssen in ihrem Reden die Spannung, die sie nicht auflösen können, diskursiv unsichtbar machen. Sie müssen versuchen, der an sich widersprüchlichen Aufgabe gerecht zu werden, kritisch-neutrale Wissenschaft in einer komplexen und die Wissenschaft miteinbeziehenden Realität zu betreiben. In seinem Fazit bezüglich der Problemstellungen, denen sich eine »Kulturwissenschaft«, die anerkennt, dass »Kultur« vorwiegend als gesellschaftliches »Interpretament« funktioniert, gegenübergestellt sieht, resümiert Kaschuba die Chancen und Risiken solcher Wissenschaft:

»Eingewoben in die gesellschaftlichen ›Versuche der Ortsbestimmung‹ haben Geschichts- und Kulturwissenschaften stets ein gut Teil dazu beigetragen, die

doubts amalgamize: Based on the conviction that there is no such thing as certainty anymore, scientist of any epistemological creed persist in producing more knowledges in an effort to counter contingency with pluralism. Put in a nutshell, the dynamics of knowledge seems to be the most stable trait of the practice called science, modern or postmodern.« (Maasen/Winterhager 2001: 15)

»Kulturalisierung« unserer Gesellschaft in dem Sinne produktiv zu fördern, dass wir gelernt haben, »Blickwechsel« in den Kulturen und zwischen den Kulturen einzuüben, Perspektiven und Wertehorizonte zu hinterfragen, kulturelle Pluralität anzuerkennen. Andererseits waren und sind unsere Wissenschaften aber auch Wegbereiter jener kulturell interpretierten »Weltbilder« geworden, die als »Sinnkonstruktionen« soziales, nationales und globales Denken mitgeformt haben – auch im Sinne von Hermetik und Abgrenzung.« (Kaschuba 1995a: 36)

Kaschuba benennt hier noch einmal die unhintergehbare Eingebundenheit von (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft in gesellschaftliche und historische Prozesse. Gleichzeitig verbindet er damit die wesentlichen Konsequenzen in und für eine Gesellschaft: Wissenschaft befördert sowohl Ein- und Ausschluss, im positiven wie negativen Sinn. Die Ambivalenz dieser Situation, an der sich die VolkskundlerInnen abmühen, ohne sie auflösen zu können, klingt in Kaschubas Verweis auf den Baron von Münchhausen an: Irgendein Mittel muss es geben, sich selbst – als (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft – aus dem »Sumpf« der soziohistorischen und epistemologischen Kontingenz herauszuziehen.

So skeptisch es Kaschuba selbst schon formuliert, so hartnäckig prägt und organisiert dieses Problem das volkskundliche Sprechen aller FachvertreterInnen. Im kontextualisierten und selbstreflexiven Einbezug der eigenen Position, der eigenen Rolle, der Angemessenheit der eigenen fachlichen Ergebnisse und der eigenen Gesellschaft, in der dies geschieht, versuchen Köstlin, Kaschuba et al. das Spannungsfeld, in das die (Geistes- und Sozial-)Wissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts eingebunden ist, zu benennen und damit erkennbar zu machen:

»Science has to name interests and should look for the authorities which are setting marks and thus should be more than a story-telling institution. Through that healing attitude which stories mostly include, a lot of questions and aspects have been lost during the last years. Ethnology took part in the ethnicization of culture supporting a camouflage of the social dimension of conflicts (Kaschuba 1995). Since the narratives of the 60s and 70s have lost their integrating power the common story of ethnicity has been raised and revitalized again. We put forward what we discuss and give key words for the political rhetorics: angels, ethnicity, fastfood. By writing books and planning symposiums we initiate, create and strengthen discourses on certain topics. And we know: in deconstructing the stories we de-construct our role as scientific authorities.« (Köstlin 1996b: 179)

»Selbstreflexion« wird zur Lösung des Problems einer Wissenschaft, die sich (nicht mehr) auf den Status einer Meta-Instanz beziehen kann: Statt

(historische, gesellschaftliche und persönliche) Neutralität als Qualität des »wahren« Wissens zu behaupten, erfüllt jetzt die »kulturwissenschaftliche« Selbstreflexivität das Kriterium der Qualitätssicherung. Herstellung von Transparenz bezüglich der konkreten eigenen wissenschaftlichen Bedingtheit, Positionierung und Wirkungen definiert in dieser diskursiven Bestimmung die soziale »Wahrheit« des (kultur-)wissenschaftlichen Wissens. Die Selbstreflexion zielt damit auf das »Selbst« der »Wissenschaft« und wirkt erfolgreich, indem sie den eigenen, wissenschaftlichen Kopf erhellt und den »Sumpf« realer gesellschaftlicher Komplexität klärt: Ganz wie bei Münchhausen funktioniert die Idee – nicht aber die Praxis –, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen, im Märchen wie in der zeitgenössischen Volkskunde nur in der Anerkennung und damit gleichzeitigen Verdeckung – das heißt, in der Aufhebung – der polaren Achsenkonstruktion. In der zitierten Erzählung legitimiert und realisiert das Genre des Märchens den Lösungsversuch, in der Wissenschaft erreicht es der Diskurs: Der Erzähler von »Gulliver's Reisen« findet seine Nachfolger als »kulturwissenschaftliche« »story-tellers«, die beide im Sprechen ihre Konstruktion der Wirklichkeit zur kritisch-visionären Konzeption von »Gesellschaft« transformieren.

Achse 3: Feld(relationen) und die Fachdefinition der Volkskunde

Zeichnet die volkskundlich-diskursive Darstellung von Wissenschaft als potentes Instrument – qua Kulturbegriff – und als Instanz der adäquaten Wissensproduktion – wie oben gezeigt durch »kulturwissenschaftliche Selbstreflexivität« – die beiden ersten Achsen des volkskundlichen Sprechens aus, definiert die Bestimmung des Profils und der Position des Fachs die dritte Achse des disziplinären Diskurses. Sich als potente und kompetente »Kultur«-Wissenschaft zu beweisen, reicht in einem konkurrierend organisierten Feld nicht aus, um sich Gehör im Stimmengewirr der WissensproduzentInnen zu verschaffen. Konstant und kontinuierlich muss bestimmt und verhandelt werden, wer in dem Konkurrenzfeld mit welcher Legitimität sowie Autorität eine *Position* besetzen darf.

Im Blick auf die Titelwahlen, die die VolkskundlerInnen an prominent gesetzter Stelle ihrer Publikationen treffen, werden die diskursiven Strategien erkennbar, mithilfe derer sich das Fach im dicht besiedelten Wissenschaftsfeld auf einer spezifischen Position zu platzieren versucht. Titel sind mehr als nur pointierte Zusammenfassungen dessen, was die AutorInnen im Folgenden sagen werden. Sie weisen assoziativ über den behandelten Gegenstand hinaus; sie verknüpfen frühere Wissensbestän-

de mit aktuellen Diskussionen; sie geben anhand kurzer Bewertungen eine Leseanleitung für das Folgende. In gleicher Weise, wenn auch nicht im gleichen Sinn, funktionieren die Titelgebungen innerhalb diskursiver Zusammenhänge. Liest man dementsprechend in diskursanalytischer Intention die Titel der verschiedenen Bände und Beiträge volkskundlicher Stadtforschung, die im Verlauf der 1990er Jahre publiziert wurden, dann ergibt sich folgende Reihung: Das »Anthropological Journal« betitelt seine Ausgabe von 1993 mit »Urban Europe«; diesem folgt 1994 der »kuckuck« mit dem Heft »Metropolis«; im Jahr darauf veröffentlicht »kea« seinen Band zum Thema »Stadtdschungel«, an den sich das Informationsorgan der »Frankfurter Gesellschaft für Kulturanthropologie« mit dem grundsätzlich gehaltenen Thema der »Stadtanthropologie« anschließt. Im Jahr 1998 veröffentlichen die »Berliner Blätter« Beiträge zu einer »Stadtethnologie in Europa«, die sie im Kontext von »Transformationen des Städtischen« verorten. Den publikatorischen Reigen der 90er Jahre beendet die Hamburger Gemeinschaftspublikation von Ethnologie und Volkskunde im Jahr 2000 unter dem Motto »Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme«.

Diese aufzählende Parallelisierung der unterschiedlichen Titel macht ein dem Diskursfeld innewohnendes Postulat sichtbar, auf das die HerausgeberInnen reagieren. Die eine Hälfte der EditorInnen setzt programmatisch das Forschungsfeld als Etikett auf ihre Neuerscheinungen (»Urban Europe«, »Metropolis« und »Stadtdschungel«); die andere Hälfte positioniert die herausgebenden Disziplinen prominent – als Titel – im Feld der Forschungskonkurrenz (»Stadtethnologie in Europa. Transformationen des Städtischen«, »Stadtanthropologie«, »Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme«). Beide Titelwahlen dienen dennoch derselben Intention: In der positiven Aufnahme der allgemein zeitgenössischen Anforderung, sich als wissenschaftliche Disziplin inhaltlich und fachlich individuell zu profilieren, versuchen sie das Fach und das Feld in eine untrennbare Verbindung zueinander zu bringen. Die Verknüpfung von »Stadt« mit »Anthropologie«, »Ethnologie« und »Kulturwissenschaft« funktioniert in diesem Sinn als Demonstration der evident gemachten Zuständigkeit, Kompetenz und Eigenständigkeit des Fachs für das benannte Forschungsfeld. Der Konnex, der in diesem diskursiven Sinn in jedem Titel hergestellt wird, liegt im Fall der Forschungsfeldbeschreibung – als europäisch, zentral, machtvoll, entfremdend, chaotisch und gefährlich – in der Verknüpfung des fachlichen Profils, eine deutende und Transparenz herstellende Instanz für die komplex gewordene europäische Realität zu sein, mit dem Untersuchungsort »Stadt«, der seinerseits als gefährlich, unübersichtlich, verneinend charakterisiert und geographisch lokalisiert wird. Das fach-

liche Profil und die von ihm diagnostizierte Gesellschaftssituation sind passgerecht aufeinander bezogen, womit das Fach sich folgerichtig als orientierende Instanz ausweist. Im Fall der monothetischen Fachbenennung im Titel behauptet die Integration des Forschungsfelds in den disziplinären Namen – als »Stadtanthropologie« – schlicht und kurz die inhaltliche Zusammengehörigkeit von Disziplin und Feld in einer definitiven Eindeutigkeit, die die Selbstverständlichkeit der fachlichen Positionierung als kompetente Analytikerin unmissverständlich demonstriert und sie damit nicht nur legitimiert, sondern explizit autorisiert für die Aufgabe, ein funktionsfähiges Gesellschaftsmodell zu formulieren.

Die Fachbezeichnungen entfalten eine diskursive Potenz, die über die jeweilige inhaltliche Bestimmung des Namens hinausgehen: Indem sich die Volkskunde gleichzeitig als *Fach* unter den Etiketten der »Ethnologie«, »Anthropologie« und/oder »Kulturwissenschaft« sowie als *Allianz* der »Ethno-« und »Kulturwissenschaften« definiert, profiliert sie das entsprechende Forschungsfeld dieser Wissenschaften gleichzeitig als *disziplinär volkskundliches* und als *interdisziplinär kulturwissenschaftliches*. Die »Ethnologie« qua »Völkerkunde« erweist sich hier als ideale Partnerin, da auch sie in den 90er Jahren als Newcomerin auf dem Feld der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Stadt gelten muss. Sie tritt damit nicht in Konkurrenz zur Volkskunde, sondern stärkt in gegenseitiger Kooperation die von beiden angestrebte disziplinäre Positionierung gegenüber den anderen gesellschaftswissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wissensinstitutionen. Der Begriff der »Kulturwissenschaft« spielt für diese Positionierungsaufgabe die Schlüsselrolle: Ohne explizit disziplinäre Zuordnung in den unterschiedlichen Titeln fungiert der Begriff als übergeordnete Forschungsorientierung, unter die sich alle im Feld vorhandenen Fächer und Institutionen einordnen können. Gleichzeitig demonstriert und statuiert die Volkskunde an anderer Stelle ganz deutlich ihr Selbstverständnis, die *genuine* »Kulturwissenschaft« zu sein. Damit profiliert sich die dritte, im volkskundlichen Diskurs nur implizit gehaltene und erst in der Analyse sichtbar werdende spannungsvolle Achsenkonstruktion: Die Volkskunde vertritt das Selbstverständnis, gleichzeitig *disziplinär spezifisch* und *interdisziplinär grenzüberschreitend* profiliert zu sein. Oder noch kürzer: Die Volkskunde versteht sich in der Definition der »Kulturwissenschaft« als *interdisziplinäre Disziplin*. In einem schon längst von anderen Fächern (wie der Geographie und Soziologie) bearbeiteten Feld manifestieren die VolkskundlerInnen anhand dieser doppelten Selbstbeschreibung ihre eigene Position: Sie definieren und praktizieren einerseits die »Stadtforschung« als interdisziplinäre, »kulturwissenschaftliche« Forschungs-

aufgabe; und andererseits definieren sie – qua »Kulturwissenschaft« – ihre eigene disziplinäre Spezifik im fachlich Überspezifischen.

Die Produktions- wie Akzeptabilitätsbedingung für diese doppelte Selbstbezeichnung liegt in der Transformation von Wissenschaft und Universität hinsichtlich ihres fundierenden Ideals einer grundsätzlichen »Einheit des Wissens«:

»Dieser Wandel der Identität der Wissenschaft – von der einheitlichen Wissenschaft der Akademie und ihrer universalgelehrten Mitglieder zu der disziplinär arbeitsteilig organisierten universitären Forschung der Spezialisten –, der in den nostalgischen zeitgenössischen Äußerungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck kommt, hat einen bis heute vernehmbaren Nachhall. Die Versuche, in der zersplitterten Disziplinenlandschaft eine Einheit zu finden und deren Integrationskraft wirksam werden zu lassen, sind seit jener Zeit ununterbrochen fortgesetzt worden. [...] Dieser Einigungsversuch war auch noch die Grundlage des frühen Interdisziplinaritätsdiskurses, der Ende der sechziger Jahre einen ersten Höhepunkt erreichte. Auch hier richtete sich die Klage gegen die Departementalisierung und Spezialisierung der Wissenschaft, gegen eine Struktur, die den praktischen Problemen der Gesellschaft angeblich nicht entsprach und statt dessen mehr Probleme schaffe als löse [...]. Seit Mitte der achtziger Jahre gilt die Realität der disziplinären Spezialisierung wohl als unumkehrbar. Zumindest kamen die Autoren des Bandes *Interdisciplinarity Revisited* zu der Auffassung, das Konzept der Interdisziplinarität habe seine Schlagkraft verloren. Die Departements und Fakultäten der Universitäten als deren wichtigste organisatorische Einheiten hätten nicht nur überlebt, sondern noch an Stärke zugenommen [...]« (Weingart 2001: 120f; Hervorhebungen i.O.)

Mit Niklas Luhmann läßt sich diese von Peter Weingart beschriebene schwierig zu handhabende Situation – der stetig beschworenen Interdisziplinarität bei gleichzeitiger disziplinärer Strukturierung der Universität – einerseits als struktureller Effekt und Spielraum der (spätmodern existierenden) Bürokratie beschreiben. Im Spannungsfeld zentralisierter und bürokratisierter Entscheidungen sowie dem Bestehen auf

»Demokratisierung und auf Autonomie ihrer Basisprozesse [...] wird der Widerspruch von Mitbestimmung und Selbstbestimmung produktiv. Jeder Zug zugunsten des einen Prinzips erzwingt Kompensationen fürs andere. Da Entscheidungen beliebig dekomponiert, auseinandergezogen und aufeinanderbezogen werden können, setzt das »Material«, aus dem die Organisation besteht, dem keinen Widerstand entgegen.« (Luhmann 1992: 79)

Andererseits löst nach Weingart, »das Versprechen, durch die Verknüpfungen der Vielfalt der Disziplinen werde die Innovativität der Wissenschaft erhalten, [...] den zunächst paradox erscheinenden Widerspruch zur fortschreitenden Spezialisierung auf.« Er schließt daraus, »dass es sich [vermutlich] um eine ›Übergangssemantik‹ (Luhmann) handelt.« (Weingart 2001: 121) Im Blick auf die Volkskunde und ihre diskursive Wissenskonstruktion ließe sich an dieser Stelle – statt von einer »Übergangssemantik«, die eine Auflösung sowohl der inhaltlichen als auch der strukturellen Ambivalenz im Auge hat – von einer diskursiv präzis eingepassten Praxis sprechen, die auf die Ambivalenzen der Moderne mit einschlägigen Ambivalenzen ihrer disziplinären Sinnkonstruktion antwortet. In ebendiesem Sinn läßt sich Hartmut Böhmes Darstellung zur zeitgenössischen Positionierung der »Kulturwissenschaft« statt als kritische Diagnose – als die sie Böhme formuliert hat²³ – als treffsichere Beschreibung der zeitgenössisch geforderten Diskurspraxis qualifizieren, die in Entgegnung auf die gesellschaftliche wie universitäre Herausforderung von unterschiedlichen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen entworfen und praktiziert wird. Die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Selbstdarstellung im Disziplinengefüge ordnet sich dann in das allgemeine strategische Spektrum einer gleichzeitigen fachlichen Differenzierung und Entdifferenzierung ein, wie es das Gebot der Stunde von allen Positionen im Konkurrenzfeld verlangt.²⁴

- 23 »Diskurs heißt erst mal ›auseinanderlaufen‹ und nicht ›zueinanderkommen‹. Also der Widerspruch ist das Dominante, und hierbei soll die Kulturwissenschaft als[o] eine Instanz der Moderation dieses widersprüchlichen Felds der Heterogenitäten darstellen: also die Kulturwissenschaft als Moderation zwischen den Fächern, die in ihrer Spezialisierung versunken, vielleicht auch erstarrt sind. Dabei scheint sie das interdisziplinäre, von mir aus auch transdisziplinäre Diskursfeld zu sein, das – unter Voraussetzung einer disziplinären Identität der Fächer, auf die sie sich bezieht – die Wünsche nach einer Verbindung der unabhängig voneinander entwickelten Forschungsansätze befriedigen soll.« (Böhme 1999: 302f)
- 24 Die fachhistorischen Referenzen, Rückblicke und Selbstdarstellungen, die jeden »volkskundlichen« Artikel, jede Monographie und jede institutionelle Selbstdarstellung einleiten, durchdringen oder abschließen, dokumentieren und inszenieren immer wieder von neuem die suchende Selbstetablierung der Disziplin im konkurrierenden Reigen der gesellschaftlichen Wissenslieferanten. In variierender Kombination ihrer fachlichen Tradition, Transformation und Innovation statuiert und hinterfragt die »Volkskunde« in ständiger Diskursdialektik ihre eigene rechtschaffene Deutungsposition. Die Plausibilität dieser selbstrechtfertigenden Positionierung, die sich fest in die epistemische Organisation des Faches einschreibt, liegt im (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen und einzeldisziplinären Evidenzverlust begründet, woraus folgt, was Peter Jehle konsequent auch für das Management germanistischen Wissens statuiert hat: Wissenschaftlichkeit

Resumée: Der disziplinäre Diskursraum als Denkraum der Volkskunde

Die Herausforderungen der zeitgenössischen Situation, auf die Kaschuba 1994 so offensiv und epistemisch produktiv geantwortet hatte, bewirken in der (deutschsprachigen) Fachcommunity nicht immer die gleich enthusiastisch nachvollzogenen Wirkungen. Häufig erscheint der Umgang mit den aktuellen Themensetzungen in Form unterschiedlicher »Krisen« als Zumutung, die nicht die diskursive Praxis aber den Sprech-Gestus der FachvertreterInnen prägen. In Form einer defensiv-offensiven Haltung reagieren die VolkskundlerInnen auf die ihnen zugemuteten Herausforderungen ihres Selbstverständnisses als »Kultur-Wissenschaft«. Die in diesem Sinn – der herausgeforderten Selbstverständlichkeit – provozierten wie ermöglichten Äußerungen im volkskundlichen Formationsfeld manifestieren einen öffentlichen und publikatorischen *Diskursionsraum*, der sich im obigen Kontext aus Herausforderung und postulierter Reaktion als *Diskursraum* entpuppt. Der diskursanalytische Blick auf die volkskundliche Wissensarbeit macht dementsprechend sowohl die volkskundliche Diskurspraxis als auch deren im disziplinären Wissen manifestierten »Effekte« sichtbar.

In diskursiv geregelter Praxis sprechen die VolkskundlerInnen mithilfe dreier thematischer Achsen – zur Potenz des Begriffs der »Kultur«, zur (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Kompetenz und Potentialität sowie zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Schlüsselposition – über die soziale Wirklichkeit. Mithilfe leitender Grundunterscheidungen – zwischen wandelbarer Dynamik versus kontinuierlicher Statik, heterogener Komplexität versus homogener Eindeutigkeit sowie vieldimensionaler Widersprüchlichkeit versus fixierter Struktur –, die den diskursiven Status von Leitdifferenzen einnehmen, unterscheiden die FachvertreterInnen zwischen gesellschaftlich *sinnvollem* und *inadäquatem* Wissen, das ihnen erlaubt, die disziplinär notwendigen Grenzen zwischen volkskundlich-kulturwissenschaftlichem und nicht-volkskundlich-kulturwissenschaftlichem Wissensbestand zu trennen. Gleichzeitig umfasst

»ist der ideologische Wert, den die antagonistischen Positionen für sich reklamieren, zugleich aber auch der Apparat, der die Auslegung dieses Wertes, das heißt die jeweilige Applikation auf die konkrete Situation, in der es gilt, »wissenschaftlich« zu arbeiten, organisiert. Ämterhierarchien, Zitiertabelle, Kongresse, Zeitschriften, Festschriften, Prüfungsordnungen, usw. – die akademischen Verkehrsformen bilden eine materielle Struktur, in der die Auseinandersetzungen um den obersten Wert der »Wissenschaftlichkeit« in ein geordnetes Gerangel überführt werden. Es kommt darauf an, sein besonderes Interesse in die allgemeine Sprache der anerkannten »Spielregeln« zu übersetzen.« (Jehle 2001: 43f)

die spannungsvolle Polarität jeder thematischen Achse den ganzen disziplinären Diskursraum. Im Versuch, die eigene fachliche Art des Denkens, Forschens und Sprechens bzw. die volksculturell spezifische Achsenkonstruktion aus der gegenseitig verknüpften Thematisierung von »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volksculture« stabil zu halten, orientieren sich die FachvertreterInnen immer wieder an den unterschiedlichen Polen jeder thematischen Achse. Indem sie sozusagen die beiden entgegengesetzten Enden jeder Achse aufnehmen, reflektieren und argumentativ zu vereinen suchen, decken sie in Funktion des *pars pro toto* das ganze Äußerungsspektrum der jeweiligen Achse ab. In diesem Sinn lassen sie keine der zeitgenössisch sagbaren Möglichkeiten ausser Acht und sichern diskurspragmatisch jede der Achsen sowie den ganzen Raum ihres Denkens.

Die drei Diskursachsen, die sich im volksculturellen Sprechen analytisch identifizieren lassen, gestalten und prägen die spezifische Art des volksculturellen Wissens. Bestimmte Phänomene geraten so in den ForscherInnenblick, andere werden ignoriert. Erst in Realisierung und Kombination aller drei Diskursachsen allerdings werden die behandelten Forschungsthemen auch diskursiv autorisiert zu volksculturell legitimen Themenstellungen. Die Verknüpfung von Kulturbegriff, Legitimierung der Geistes- und Sozialwissenschaft und fachlicher Position formiert die Bearbeitung disziplinärer Untersuchungen im Sinn der legitimierten, spezifisch möglichen Fragestellungen, Perspektivierungen, Theoriebezügen und Methoden. Der Raum des Denkens, der in dieser Weise diskursiv etabliert wird, fundiert, gestaltet und fokussiert die volksculturelle Forschungsagenda. Die innere Vernetzung der Diskursachsen erreicht die stabile Rahmung des fachlichen Denkens, die dadurch aber keine endgültige Stabilität garantieren kann. Die grundsätzliche Konkurrenz des spätmodernen Wissensfelds motiviert und nötigt alle sich darin zu Wort meldenden Personen zu ständig erneuerten Argumentationen, Modifikationen, Relativierungen, Variationen, Kommentierungen, Beweisführungen, Rechtfertigungen und Wiederholungen ihrer Äußerungen, um sie als autorisierte und legitime Aussagen erneut in den Diskurs einzuschreiben.

Die konstant zu leistende Herstellung fachlicher, kulturbegrifflicher und wissenschaftlicher Evidenz erreicht die volksculturelle Diskurspraxis nicht allein durch die geforderte Reaktion auf die dreifache Herausforderung, sondern durch die ebenso komplexe Verknüpfung aller innerdiskursiven Strukturelemente. Aufgrund dieser gegenseitigen Bedingung und Bedingtheit der drei Achsen, deren paradoxer Konstruktion, der darauf beruhenden und diese wiederum stützenden Leitunterscheidungen sowie der daraus folgenden Oppositionierungen bewirkt in

ihrer Reziprozität eine Schließung des fachlichen Diskursraums, der konsequent in jedem – als legitim intendiertem – Beitrag erneut abgebildet wird. Trotz fachinternen Binnendifferenzierungen entsteht eine höchstmögliche Homogenität auf der diskursstrukturierten Ebene. So dezidiert und kritisch sich Carola Lipp gegenüber Kaschubas Kulturprogrammatisierung auch äußern mag, so sehr bedient sie sich derselben Diskurspraktiken, orientiert sich an den drei Themenachsen, mahnt die gleichen Leitunterscheidungen an und bewegt sich entsprechend im gleichen Diskursrahmen. Produkt und gleichzeitiges Instrument zur weiteren Manifestierung, Reproduzierung und Verhandlung dieser diskursiven Rahmung jeglichen volkskundlichen Wissens bildet die fachliche Forschungsagenda. Das, was die Volkskunde zu ihrem Thema macht, ist Effekt – im doppelten Sinn – des dreischenkligen, mehrdimensionalen, disziplinär dynamisierten Denkraums.

Aus diskursanalytischer Perspektive dynamisiert ebendiese Praxis das volkskundliche Sprechen in einer äußerst spannungsvollen Weise. Die Verknüpfung der entgegengesetzten Pole erzeugt für jede der Diskursachsen eine Struktur, die in ihrer konstruierten Polarität unsichtbar gemacht werden muss. Was der grundsätzlichen Stabilisierung des diskursiven Denkraums dienen soll, provoziert in der diskursiven Praxis die konstante Reproduktion der argumentativen Instabilität: Die aufgrund ihrer polaren Entgegensetzung ständig notwendige Wiederaufnahme der axialen Themen schreibt diese als Grundlage des Diskurses immer wieder neu ein und reifiziert damit dessen dreischenklige Konstruktion aus »Kultur«, »Wissenschaft« und »fachlicher Position« im Konkurrenzfeld. Die dynamische Spannung der volkskundlichen Achsenkonstruktion überträgt sich *vice versa* auf die Konstruktion des ganzen Diskursraums: Die polare Achsendefinition destabilisiert die Eindeutigkeit aller volkskundlichen Äußerungen. Die dadurch motivierte existentiell notwendige Bearbeitung jeder Äußerung durch ihr Gegenteil wiederum provoziert eine ständige und grundsätzliche Reproduktion der volkskundlichen Diskursstruktur, was aufgrund der stetigen Wiedereinschreibung der spannungsvoll konstruierten axialen Themen – in paradoxer Weise – zur Stabilisierung der dreifachen Rahmenstruktur beiträgt. Die volkskundliche Formation charakterisiert sich konsequent als Effekt – im Sinne der diskursiven Praxis und des diskursiven Produkts –, in der Funktion eines gleichzeitig disziplinierenden Rahmens und eines Schutzes für die Herstellung disziplinären Wissens; kurz: der diskursive Formationsraum ermöglicht *und* imprägniert den volkskundlichen Denkraum.

Die Organisation des fachlichen Wissens, das in schützender Rahmung durch die Achsenkonstruktion hergestellt und tradiert wird, unterstützt die den ganzen Diskursraum umfassende Formationsregel. Die

Doppelung aus der Selbststilisierung als »Vielnamenfach« und aus der konsequenten Disziplinierung des Kulturbegriffs garantiert in Form einer formationumspannenden Diskurspraxis multiple Anschlussmöglichkeiten an unterschiedliche Institutionen und Publika sowohl innerhalb der Universität wie auch im weiteren Feld gesellschaftlicher Öffentlichkeit. Die disziplinäre Inkorporierung von wissenschaftlich und gesellschaftlich weit verstreuten Wissensbeständen dagegen bindet in Form einer selbstbewussten »Kultur«-Disziplinierung das Konfuse der uneinheitlichen Kulturbegriffsressourcen zu einer kohärenten Fachsubstanz zusammen und bringt es als »Kulturwissenschaft« in eine transparente Ordnung.

Die Formierung des volkskundlichen Diskursraums wird zudem durch die Verteilung sowie durch die institutionelle Qualität der Subjektpositionen bestimmt. Grundsätzlich gilt für die volkskundliche Sprechpraxis – was in allen drei hier beispielhaft ausgeführten Forschungsfeldern fassbar wird –, dass sich jede der Fachwissenschaft zugehörige PositionsinhaberIn an den disziplinären Debatten beteiligen kann. Von noch im Sozialisationsprozess steckenden Studierenden (Dorn, Letsch, Stellwag), über magistrierte StudienabgängerInnen (Bräuer, Salein), PromovendInnen (Bagus, Henkel, Lang, Timm), (Ober-)AssistentInnen (Johler, Knecht, Köck, Tschofen) und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen (Römhild, Rolshoven), über außeruniversitär tätige Doktoren der Volkskunde (Grieshofer, Seidenspinner) und habilitierte PrivatdozentInnen (Kramer, Lauterbach, Welz) bis zu amtierenden und emeritierten ProfessorInnen (Bausinger, Hengartner, Jacobeit, Katschnig-Fasch, Köstlin, Korff, Lipp, Niedermüller, Ottenjann, Roth) melden sich alle dem Fach zugehörigen VertreterInnen zu Wort.

Die internen Differenzsetzungen wie auch die unterschiedlichen Forschungsfelder zeigen bei näherem Hinsehen auffällige Regelmäßigkeiten. Entsprechend der Positionierung des Forschungsfelds innerhalb des Fachs differieren auch die Möglichkeiten, sich *wirkungsvoll* und mit entsprechender Autorität zu äußern: Im disziplinären »Schaufenster« der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Programmatik steigert sich die Redeautorität mit dem Grad der jeweils erreichten akademischen Position. Vorwiegend an der oberen Spitze positionierte und institutionell abgesicherte Stellen innerhalb der akademischen Rangordnung erlauben, grundsätzlich und in den renommiertesten Foren – wie es beispielsweise die »Zeitschrift für Volkskunde« repräsentiert – über das Fach und seine Spezifika zu sprechen. Das Wissen, das von hier aus zum Zweck der erhöhten Fachprominenz und -resonanz veröffentlicht wird, bedarf vice versa der institutionell und öffentlich attestierten Autorität bzw. Sichtbarkeit. Das Feld der volkskundlichen Programmatik qualifiziert in sei-

ner identitären Dimension konsequent die positive Selbstprofilierung des Faches, wobei der Erfolg der Aussagen von der Autorität der Subjektposition sowie der identitätsstützenden (strategischen) Qualität der jeweiligen Äußerungen abhängt. In der fachlichen Programmatik äußert sich die Verhandlung innerer Differenzen am heftigsten und qualitativ intensivsten, was sich aus der genrebedingten Position dieser Diskussionen erklären läßt: Hier geht es sozusagen um die »Oberfläche« des Fachs, für dessen Polierung und Profilierung sich vor allem die etablierten LehrstuhlinhaberInnen sowie die fachlich zukunftsorientierten NewcomerInnen zuständig und verantwortlich fühlen. Die Programmatik funktioniert als dezidierte Selbstetikettierung und -präsentation nach außen, was eine entsprechend dezidierte gegenseitige Kontrolle für die Darstellung der eigenen Disziplin provoziert.

Die Unterschiedlichkeit der fachinternen Abgrenzungen liegt zu einem wesentlichen Teil in der Unterschiedlichkeit ihrer Position innerhalb der Fachgemeinschaft und ihrer Anbindungen an andere disziplinäre Felder im ganzen Konkurrenzbereich der Geistes- und Sozialwissenschaften begründet. Im Überblick über die fachinternen Differenzen, die in den verschiedenen Forschungsfeldern hergestellt werden, fällt auf, dass sich im traditionellen Feld der Sachkulturforschung die stärksten Unterschiede zeigen: Die Konzentration des Erkenntnisinteresses kann auf den Menschen in seiner Praxis, seiner Beziehung zur materiellen Umwelt oder seiner räumlichen Lokalisierung gerichtet sein. Der Bereich der volkswissenschaftlichen Sachkulturforschung, die als lange bestehendes und intern längst etabliertes Forschungsgebiet zählt, entfaltet gerade in ihrer historischen Langlebigkeit innere Differenzierungen, die sich als fachliche Transformationen und (inner-)institutionelle Konkurrenzen interpretieren lassen. Die Volkskunde kann eine mindestens hundertjährige Institutionalisierung nachweisen – vor allem im musealen Bereich –, einschlägige Literatur findet sich so zahlreich im 19. wie im gesamten 20. Jahrhundert und die (Ahnen-)Reihe volkswissenschaftlicher SachkulturforscherInnen ist beträchtlich (vgl. Hauser 1994: 33ff). So lange sich also die Volkskunde schon mit diesem Thema beschäftigt und so sicher sie sich über die fachliche Normalität desselben ist, so stark zeigt sich die Notwendigkeit und das Interesse, interne Differenzen erkennbar zu machen. Andererseits bietet die Sachkulturforschung aufgrund ihrer Traditionalität und ihrer disziplinären Selbstverständlichkeit eine innere Stabilität und damit verbundene Offenheit, die es erlaubt, neue Ansätze, Perspektiven und Begriffe in die eigenen Arbeiten zu integrieren, ohne dass diese Innovationen das Fach intern als spezifisch bestehende Institution destabilisieren oder in ihrem Selbstverständnis in Frage stellen würden. Die »Sachkulturforschung« bietet konsequent wissenschaftli-

chen Neulingen ebenso viel Potential wie etablierten FachvertreterInnen. Aufgrund seiner disziplinären Selbstverständlichkeit offeriert das Feld ein ideales Medium und Forum für den erfolgreichen Nachweis der fachwissenschaftlichen Qualifikation – als Magistri/ae, promovierte oder habilitierte VolkskundlerInnen – sowie für die Ehrung und Sichtbarmachung disziplinärer Meriten in Form von Festschriften, Jubiläen, Ausstellungs- und Tagungspublikationen. Die Beschäftigung mit den »Dingen« bietet somit sowohl den ForscherInnen als auch dem Fach – als institutionalisiertes Wissensfeld – die Möglichkeit der disziplinären Binnendifferenzierung, die anhand der darin erkennbaren Fachkompetenzen und -potentiale wiederum als disziplinäre Qualität interpretiert werden kann. Und last but not least nützt und stützt der in der Tradition impriimierte Bekanntheitsgrad der Volkskunde qua »Sachkulturforschung« die institutionelle wie inhaltliche Vielfältigkeit, um sich in Wissenschaft und (breiter) Öffentlichkeit weiterhin sichtbar zu machen.

Im Gegensatz dazu profiliert die Stadtforschung ein innerfachlich beinahe kohärentes Feld, das nur in Bezug auf seine historische Entwicklung eine gewisse Heterogenität aufweist. In einer rückwärts gerichteten Differenzierung unterschiedlicher theoretischer, methodischer und perspektivischer Ansätze im Verlauf der Fachentwicklung manifestiert sich im »stadthnologischen« Publizieren viel stärker eine nach außen als nach innen gerichtete Strategie: Im Nachweis zahlreicher – wenn auch historischer – Arbeiten des Faches zu diesem Thema kann – vor allem nach außen – seine Kompetenz und Erfahrung statuiert werden, die der Profilierung und Fundierung der Disziplin im konkurrierenden Feld dient. Das heißt, die Stadtforschung als volkscundlich neu zu definierendes Fachgebiet benötigt ihre aktuelle und zukunftsorientierte Konsolidierung, die in der destabilisierenden Dynamik von Differenzherstellungen und Entdifferenzierungen mit den anderen (Nachbar-) Fächern den wesentlichen Teil der fachlichen Ressourcen beansprucht. Nicht die inneren Differenzierungen stehen deshalb im Vordergrund sondern vielmehr die Allianzbildung inner- und außerhalb des Faches. Das Projekt der äußeren Stabilisierung im interdisziplinären Konkurrenzkontext bildet für den Bereich der Stadtforschung die wichtigere Aufgabe als eine fachinterne Ausdifferenzierung. Die Setzung von Differenzen innerhalb der Volkskunde formiert im Verlauf der 1990er Jahre deshalb noch nicht das Forschungsfeld der Stadt selbst, sondern die einzige Unterscheidung manifestiert sich auf der Ebene der Subjektpositionen: Die individuelle Wahl der Stadtforschung als eigenes Tätigkeitsfeld durch verschiedene FachvertreterInnen signalisiert eine Verschiedenheit der Positionierungen im Inneren des Faches. Die immer wieder explizierete »Neuentdeckung« des Stadtforschungsfelds durch und für die Volks-

kunde (als »Kulturwissenschaft«) demonstriert von Seiten der (ent-)sprechenden AutorInnen sowohl auf der inhaltlichen wie auf der identitäts-institutionellen Ebene eine fachinterne Differenzsetzung, die – mithilfe des Innovations- wie des Zukunftspotentials, das ihnen eigen ist – eine neue Gewichtung und Machtverteilung unter den interdisziplinären Subjektpositionen einführt. Die Potenz dieser internen Differenzierungsstrategie belegt Pierre Bourdieu anhand seiner akademischen Feldforschungen innerhalb der (französischen) Soziologie mit seiner Feststellung,

»dass das universitäre Feld – wie jedes andere auch – Stätte der Auseinandersetzung und des Kampfes ist, in dem es um die Bestimmung der Voraussetzungen und Kriterien der legitimen Zugehörigkeit und Hierarchie geht, das heißt der relevanten, wirksamen Eigenschaften, die sich als Kapital einsetzen lassen und spezifische Profite erzielen, die vom jeweiligen Feld abgesichert werden. Die verschiedenen Ensembles von Individuen (mit mehr oder minder ausgeprägtem Gruppencharakter) sind durch diese verschiedenen Kriterien, an denen ihnen jeweils liegt, definiert. Indem sie sie einklagen, sich für deren Anerkennung einsetzen und ihren Anspruch geltend machen, eben diese Kriterien zu legitimen Eigenschaften zu erheben, arbeiten sie an der Veränderung der Gesetzmäßigkeiten, denen die Preisbildung auf dem universitären Markt gehorcht, und damit an der Erhöhung ihrer Profitchancen.« (Bourdieu 1988: 45)

Das fachlich und institutionell noch wenig besetzte bzw. etablierte Forschungsgebiet eröffnet in diesem Sinn die Möglichkeit, sich auch am Anfang einer wissenschaftlichen Laufbahn erfolgreich zu Gehör zu bringen. Was zählt, sind hier vor allem disziplinär konturierte, inhaltlich qualifizierte und interdisziplinär interessierte Beiträge. Weniger entscheidend ist die hierarchisch autorisierte Position; vielmehr bietet das Feld selbst die Möglichkeit, sich über eine stetige Beschäftigung innerhalb dieses Forschungsfelds zu qualifizieren, zu profilieren und einen hierarchisch höher gestellten Status zu erreichen. Diese Selbstqualifikation als WissenschaftlerIn wirkt gleichzeitig zurück auf die Volkskunde als erkennbar qualifiziertes Fach, das seine akademisch legitimierten Positionen quantitativ erhöht und qualitativ deutungsmächtig profiliert. Die volkskundliche Betätigung im inhaltlich wie disziplinär sehr weit gespannten Feld der Stadtforschung bietet dem Fach eine identitäre Stärkung mittels Oberflächenvergrößerung: Der Ausgriff in das Feld der Urbanität verhilft der Volkskunde zu einer Ausweitung ihres Profils, zu einem Ausbau ihrer »kulturwissenschaftlichen« Kontur, zu einer verstärkten interdisziplinären Positionierung sowie zu einer zukunftsfähigen Neuorientierung.

Der gleichen Funktion – der erfolgreichen Positionierung und Sicherung volkskundlicher Disziplinarität – dient die fachliche Wahl der Publikationsorte: Die disziplinäre wie wissenschaftshierarchische Stellung des Forschungsgebiets und -themas bestimmt die Entscheidung für den Veröffentlichungsort. Die Programmatik besetzt konsequent die fach- und wissenschaftsprominenten Publikationsorgane und sichert dem Fach so gleichzeitig dessen autoritäre Legitimation wie Rezeption. Die Stadtforschung gründet für ihr interdisziplinär kooperatives Projekt der innovativen Forschungsausrichtung ihre eigenen, neuen Veröffentlichungsplätze, die bewusst – in ihrer Materialität und institutionellen Rücken- deckung – gleichzeitig auf inner- wie außerwissenschaftliche Deutungs- mächtigkeit zielen. Und die Sachkulturforschung nutzt die traditionelle Breite ihrer Institutionalisierung – in Universität und Museum – und Weite ihrer Rezeption – innerhalb und außerhalb der Fachgrenzen –, die ihr der historisch bedingte Legitimitätsvorschuss an die Hand gibt.

Die Art der Implementierung ihrer fachlichen Identität, die die VolkskundlerInnen in ihrem Reden und Denken konstant – weil diskursiv geregelt – ausüben und tradieren, bestimmt das volkskundliche Wissen in seiner besonderen Qualität: Die »kulturwissenschaftliche« Konstruktion eines disziplinär disziplinierten Denkraums fungiert als nach innen und außen geschützte Reproduktion der eigenen fachlich-volkskundlichen Episteme.

